

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1874)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

'Sist jußt es Jahr jetzt sit der Bot
Zum letzte Mal syß „Grüß ech Gott“
Zu syne liebe Fründ het gseit.
Wie doch die Zyt gschwind ume geit!
Hüt chunt er widerume her
Und bringt Ech was er krüz und quer
Uf syne Wege gfunde het,
Und was me öppe wüsse wett.

Wer mit dem Stelzfuß geit dür's Land,
Reist langsam, das ist weltbekannt;
Er fahrt halt nit uf Isebahne,
Zieht nit im Schnus dür Wald u Feld,
Meint nit mit Tasse syß es gwunne,
Er a'ieht gern gnau die schöni Welt.
Bedächtig geit er Schritt für Schritt
Und bringt für Jede öppis mit.
Geng vorwärts geit er ohni Tasse
Und wo's ihm g'fällt, da kehrt er y,
Lacht gern vo Jung und Alt sich brichte
Und het recht kurzi Zyt derby.

Wer langsam reist, het d'Auge offe
Und achtet sich wie's öppe geit
Und weiß, wo n'er ist düreglosse,
Wie ne's mit Land und Lüte steit.
Er lost uf Sage und uf G'schichte
Wie's albe g'sy ist i der Welt,
Und was er de het ghöre brichte,
Er syne Fründe gern erzellt.
Bald ist es lustigs heiters Stückli,
Und bald es trurigs grad bir Hand;
Dir wüßet ja im Lebe git es
Geng beidergattig mit enand.

So geit der hinkend Bot sit Jahre
Im Schwyzerländli krüz und quer
Und was er da und dert erfahre,
Das bringt er syne Leser her.
Er b'richtet gern vo alte G'schichte;
Gits öppis Neus, ist er derby,
Weiß synt Augen offe z'halte,
Geit nit vorus, nit hindedry.

Er ist das Jahr wyt umezoge
 I mänger Gegend umenand
 U het si g'achtet wie n'es gangi
 Im liebe schöne Schwyzerland.
 Er het viel Glück g'feh und viel Sege
 Und o viel Leid und bösi Zyt.
 'Schunnt halt uf Sunneschyn geng Rege,
 Und nehem Liecht der Schatte lyt.
 Und wenn der hinkend Bot sich achtet
 Uf üses Land und uf sy Lag,
 Uf syni Börtel, syni Gfahre,
 So mahnt's ne a ne Summertag.
 S'heißt Alles schön i Feld und Wiesen,
 Der Halm ist stark und d'Aehri schwer,
 Hell strahlet d'Sunne und es ryse
 Die Saaten alle ringsumher.

Doch dert gen Abend zieht sich's zäme,
 Dert steit e schwarzi Wulkewand,
 Wer weiß wie bald dert Blitze zucke,
 Wie bald der Sturmwind brust dür's Land,
 Wer weiß, ob all' die junge Saate,
 Die jeze blüh am helle Tag.
 Nit bald geknickt am Bode liege
 Verheert dür Sturm und Hagelschlag.

Zwo schweri Wulke stah am Himmel,
 Bedrohe d'Schwyz mit Blitz und Strahl,
 E schwarzi und e blutig rothi.
 Und beidi international.

Die schwarzi Wulke chunnt vo Süde,
 Sie bringt üs Zwietracht, Bruderzwist,
 Vo Rom chunnt si us Pfaffechuchi,
 Vom Papst, der nit unfehlbar ist.

Die rothi, Communismus gheisse,
 Het vor zwen Jahr Paris verbrönn't,
 Gar schöne Wort stah uf syr Fahne,
 Doch a der Frucht me s'Krütli kennt.

Und gege beidi, Schwyzermanne,
 Syt geng parat und uf der Hut,
 Hie heißt es alli zäme spanne
 Mit Eintracht und mit frischem Muth.
 Und git darin üs Gott der Sege,
 De förchte mir die beidi nit,
 A syr Wülf ist ja Alles glege,
 Er hilft üs wohl i Kampf und Stryt,
 D'rüm seit zum Schluß euch jecz der Bot:
 Gott grüß ech und: das walte Gott!

Etwas über die schädlichen Insekten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die sehr gefräßige Raupe der Nonne, auch Apfel-Spinner genannt, lebt im Frühling auf Apfelbäumen, Kiefern, Eichen. Sie ist kurz und dick, auf dem Rücken bräunlich-grün, manchmal mit weißgrau und schwarz gemischt; auf dem Kopf stehen zwei schwarze Haarbüschel, der Leib ist mit blauen und rothen Warzen bedeckt. Der Falter hat weiße Flügel mit schwarzen Wellenlinien und am

Hinterleibe blutrothe Einschnitte. Dem Laubholz schadet die Raupe wenig, der Kiefer viel mehr, am meisten der Fichte und hat z. B. in Ostpreußen und Lithauen von 1852—1858 dreitausend Morgen Wald verwüstet und einen Schaden von zwölf Millionen Klaftern Holz verursacht. Fleißiges Sammeln der Raupen, Puppen und Falter, Ziehen von Raupengräben, verständiges Durchforsten thut hier Noth.

Sehr berüchtigt ist der Eichen-Prozessions-Spinner, dessen Flügel aschgrau

braun sind, beim Weiblein mit einem dunkleren Streifen, beim Männlein mit drei. Die Raupe ist weißgrauhaarig, über den Rücken bläulich-schwarz, an den Seiten weißlich und hat auf jedem Gelenk zwei rothgelbe oder bleichgraue haarige Warzen. Von dieser und der folgenden sind die Raupenhaare sehr giftig, indem sie mit Ameisensäure gefüllt und äußerst (schon durch den Wind) zerbrechlich sind, wo dann die Splitter in die menschliche Haut eindringen, Geschwulst und gefährliche Entzündung veranlassen, was auch beim Stallvieh beobachtet worden ist. Selbst Früchte, über welche die Raupen gekrochen sind, können gefährlich werden. Man wendet gegen diese giftigen Haare Oliven- oder Rapsöl, Salmiakgeist, Soda-Lauge an. Die Raupen leben unter einem Gewebe beisammen, das voll von diesen Haaren steckt, und verpuppen sich auch gemeinschaftlich; wenn sie auf den Eichen alle Blätter verzehrt haben, stellen sie in Prozeßion Wanderungen an. 1869 richteten sie in den Kantonen Luzern, Aargau, Tessin große Verwüstungen an; im August traten sie im Tessin, namentlich um Mendrisio, massenhaft auf und drangen schaarenweise auch in die Häuser ein. An manchen Orten zog man die Sturmglocken, um die Bewohner zur Abwehr aufzubieten. Eine verwandte Art ist der Pinien-Prozeßions-Spinner, der aber nur in der wärmern Schweiz sich findet.

Die Spanner haben ihren Namen von der eigenthümlichen Bewegung ihrer Raupen, welche durch abwechselndes Aufsetzen der Brust- und Bauchfüße bei bogenförmiger Haltung des Körpers fortschreiten. Die schädlichsten unter ihnen sind der Winter-Spanner und Linden-Spanner. Die Raupe des erstern ist

einen Zoll lang, gelblichgrün, über den Rücken mit einer dunkleren und zwei helleren Längslinien. Der männliche Falter hat gelbliche Vorderflügel mit undeutlichen braunen Streifen und weißliche Hinterflügel, das Weiblein ist braun und hat keine Flügel. Die Raupe lebt wie die der folgenden Art auf sämtlichen Obstbäumen und vielen andern Holzgewächsen, namentlich Eichen, Buchen, Hagebuchen und zeigt sich schon im März, wo sie sich in die Knospen einfrisst und diese zerstört. Die Raupe des Linden-Spanners erscheint hingegen erst im Mai und Juni, ist braun mit breitem schwefelgelbem Streifen an jeder Seite, welcher bei jedem Ring oder Gelenk ein rothbraunes Strichelchen hat und grauem Querstrich zwischen je zwei Ringen. Die Vorderflügel des Männleins sind gelblichbraun bestäubt mit braunem Punkt in der Mitte und braunen Binden, die Hinterflügel sind blässer, ockergelb.

Unter den kleinen Nachtfaltern, Zünsler genannt, wird der Hopfen-Zünsler dem Hopfen verderblich. Seine Raupe ist dünn, blasgrün mit dunklerer Rückenlinie und hellbraunem Kopfe und wirft sich lebhaft herum, wenn man sie berührt. Der in der Färbung sehr unbeständige Schmetterling hat braune Vorderflügel mit zwei helleren Querbinden und einer hellen Zickzacklinie, die Hinterflügel sind grau, seidenglänzend, der äußerste Rand ist heller. Diese Raupe zeigt sich im Mai auf dem Hopfen, entwickelt sich in kurzer Zeit zum Schmetterling, und im Juni und Juli erscheinen schon wieder Raupen der zweiten Generation, deren Schmetterlinge, dann überwintern. Sowie man die Raupen am Hopfen bemerkt, muß man sie von demsel-

ben abklopfen, was leicht gelingt, und sie auf der Erde tödten. Eine andere Art von Zünsler lebt auf dem Meerrettig und eine dritte auf der Rübsaat; gegen diese beiden hat man kein Mittel als das Absuchen der Raupen. Die Raupe der Wachsmotte ist dick, schmutzig weiß, mit kastanienbraunem Kopfe, lebt in den Bienenstöcken vom Wachs, oft zu Hunderten in einem Stöcke, dessen Ruin sie herbeiführt. Von ihr angegriffene Waben müssen sogleich entfernt und die darin befindlichen Eier, Raupen und Puppen zerstört werden.

Von den sogenannten Wicklern wird der Flachs-Wickler dem Flachs öfters verderblich. Die nur $\frac{1}{4}$ Zoll lange Raupe ist weißgelblich mit schwärzlichem Kopf und lebt in den Samenkapseln des Flachses, in welchen sie sich auch verpuppt, nachdem sie die Wand der Kapsel an einer Stelle bis auf ein Häutchen durchgenagt hat, welches die Puppe mit zwei Spitzen am Kopfende durchstößt, damit der Falter heraus kann. Dieser ist sehr klein, hat gelbliche Oberflügel mit dunkleren Binden und graue Unterflügel. Die Raupe des Erbsen-Wicklers lebt in den Erbsen und Linsen, ist bleichgrün mit schwärzlichem Kopf und Nacken, der Falter ist rehbraun mit kurzen weißen und dunkeln Strichen am Vorder- und Hinterflügel. Man kann, wenn man bedeutendere Beschädigung wahrnimmt, nichts thun, als die Brut des nächsten Jahres vermindern, indem man öfters Schafe über das abgeerntete Erbsen- und Linsenfeld treibt oder dasselbe, damit die Raupen durch Nässe und Kälte zu Grunde gehen, noch im Herbst tief umpflügt, indem die Raupen, nachdem sie die Samen verzehrt haben, sich in die Erde zur Ver-

puppung begeben. Die Raupe des Apfel-Wicklers oder der Apfelmotte lebt im Juli und August hauptsächlich in Äpfeln, Birnen und Zwetschgen, deren Kerne sie zernagt. Sie ist blaß gelblichroth mit kleinen schwarzen Punkten und mit rothbraunem Kopf; der Falter ist aschgrau mit dunkleren und helleren Wellenlinien, einer schwarzbraunen Binde und eben solchem Fleck, dann einem schwarzen Spiegelfleck von goldenen Ringen umgeben auf den Vorderflügeln. Die Wöber'sche Fruchtmotte lebt in den Stämmen der Kirsche, Pflaumen-, Aprikosen- und Mandelbäume, wo sie das junge Holz durchbohrt. Wieder andere Arten von Motten und Wicklern zerstören die jungen Blätter und Knospen der Obstbäume. Man muß im Winter mit einer rauhen Bürste die Knospen abbürsten, namentlich in den Astwinkeln; auch das Ueberstreichen mit Baumwachs wurde schon oft nützlich. Das alte, trockene Holz muß man ausschneiden, weil hier viele Eier abgesetzt werden, auch manche Raupen und Puppen überwintern. Gegen einige Motten oder Wickler der Nadelhölzer hilft nur Ausschneiden und Ausbrechen der befallenen Triebe, gegen den Lärchen-Wickler, im Wallis und Engadin besonders den Lärchen, weniger den Arven und Rothtannen schädlich, hat man noch kein Mittel.

Zu den verderblichsten Motten gehört der weiße Kornwurm, die Raupe der Korn-Motte, eines ganz kleinen Nachtfalters mit bachsförmigen Flügeln. Sie ist beinfarben mit grauem Kopf und Nacken; der Falter hat silberweiße, braun- oder schwarz-marmorirte Vorderflügel und graue Unterflügel und erscheint im Juni. Die Weiblein suchen das Getreide auf den Speichern auf und legen an jedes Korn ein oder zwei Eier;

die Ruplein nähren sich vom Mehl der Getreidekörner und verweben diese untereinander zu kleinen Klumpen. Gegen den September spinnen sie sich in eine Puppe ein, welche überwintert, und aus der im Frühjahr der Schmetterling hervorkommt. Gegen dieses gefährliche Insekt schtzt am besten fleißiges Umwerfen des Getreides bei ganz trockenem Wetter. Dann röthet man auch, auf den Speichern hie und da Gefäße mit Wasser aufzustellen, nach welchen die Motten gerne fliegen und häufig darin ertrinken. Die Raupe der kleinen Mhren- oder Kümmel-Schabe ist oben braun mit gelbem Rand und Längsreihen weißer Punkte; die Vorderflügel des Schmetterlings sind graubraun, die Mitte und eine Bogenlinie vor der Spitze lchter, die Hinterflügel sind grau mit bräunlichem Rand.

Unter den zweiflügeligen Insekten oder Fliegen ist die sogenannte Hessefliege dem Roggen in hohem Grade verderblich, wie es scheint, bis jetzt aber nur in Norddeutschland und Nordamerika, weshalb wir nichts Weiteres über sie berichten, was auch von der Weizen-Mcke gilt, welche in den gleichen Ländern Verheerungen anrichtet. Die Getreide-Schnacke hat im benachbarten Baden und Württemberg in manchen Jahren dem Korn und der Gerste sehr arg zugesetzt. Ihre kaum ein und eine halbe Linie lange, mennigrothe Larve lebt oft in großer Zahl zwischen Blattscheiden und Halm und frist letzteren an, so daß er abstirbt. Die aus ihr kommende Schnacke ist braunrthlich und nur eine Linie lang. Sie erscheint im Spelz im Mai, in der Gerste im Juni und die Zerstörung erreicht ihre bedeutendste Höhe, wenn die Larven drei bis vier Wochen alt sind. Man weiß bis jetzt kein anderes Mittel gegen

sie, wenn sie massenhaft auftritt, als das Getreide abzumhen und zu verheuen, um wenigstens für die Zukunft das Insekt zu vernichten. Die milchweiße Larve der Kohl-Gallmücke, welche kaum eine Linie lang ist, lebt im Mai bis in den Juni in großer Zahl hauptsächlich in den Schoten der Rübsaat, welche durch sie aufgetrieben und eher gelb werden, als die gesunden; es bleibt nichts anderes übrig, als die angegriffenen Schoten auszubrechen und zu zerstören. Aus dieser Larve kommt eine winzig kleine Mcke hervor, nur eine halbe Linie lang. Die Larven gewisser kleiner Fliegen, Grnangen genannt, erzeugen an Roggen, Weizen und Gerste dicke Anschwellungen der Halme und fressen Kanle in denselben, so daß aus dem Halm keine gesunde Aehre erwachsen kann. Doch scheinen in unserm Lande große Verwüstungen durch diese kleinen Fliegen bis jetzt nicht oft vorgekommen zu sein, obschon dieselben aus noch unbekannten Umständen bisweilen in außerordentlicher Menge erscheinen und dann auch in den Häusern sehr lästig allen.

Die Kohlflyege ist kaum drei Linien lang, asch- oder schwarzgrau, borstenhaarig; ihre Larve ist walzig, nackt, beinfarben und wird vom Juni bis Oktober an den Stürzen und fleischigen Wurzeln verschiedener Kohlarten gefunden, welche sie zerfrisst und zum Faulen bringt. Es soll gut sein, den Boden in den Kohlpflanzungen mit Kohlenpulver zu bestreuen, einzelne Stellen ausgenommen, welche dann diese Fliegen beim Eierlegen auffuchen, so daß man die dort befindlichen Pflanzen sammt den Eiern und Larven vernichten kann. Eine verwandte Art ist die Runkelrbenflyege, deren Made die Mittelschicht der Runkelrüben-

blätter ausfrisht. Die nur zwei Linien lange, bleichgelbe, glatte, nackte Larve der Möhrenfliege frisht in den Möhren Gänge und erzeugt in denselben die sogenannte Wurmfäule, wobei die Wurzel fault und die ganze Pflanze abstirbt. Es bleibt nur übrig die kranken Pflanzen auszuziehen und sammt den Larven zu vertilgen.

Zu den sogenannten Schnabelkerfen, Insekten mit unvollkommener Verwandlung und einem Schnabel zum Saugen von Flüssigkeiten gehören unter andern auch die Blatt- und Schildläuse. Allgemein bekannt sind die Blattläuse, welche oft in großer und verderblicher Menge an den Gewächsen erscheinen und diese verkümmern und absterben machen. Besonders sie, in minderm Grade auch die Schildläuse, erzeugen den sogenannten Honigthau, eine flebrige Flüssigkeit, welche sie von sich geben und die nicht selten wie ein Firniß die ganze Pflanze überzieht und deren Lustlöcher verstopft. Der Mehlthau hingegen besteht aus den abgelegten, durch den flebrigen Saft verbundenen Häuten der Blattläuse. Hiedurch und wegen ihres beständigen Saugens des Pflanzensaftes werden die Blattläuse bei großer Vermehrung den Pflanzen so schädlich. Glücklicherweise sind sehr verschiedene andere Insekten vorhanden, welche sich von Blattläusen nähren, so daß dieselben bis zu einem gewissen Grade in Schranken gehalten werden. Die von Farbe schwarze Mohnblattlaus kommt nicht nur am Mohn vor, sondern auch an Pferde- und Gartenbohnen, Runkelrüben, Kamille, Schwarzwurz, Salat, Oleanderstrauch, die Kohlblattlaus lebt auch auf dem Rettig und Senf, die Haferkleblaus an Hafer und Gerste, die

Getreidekleblaus auf den meisten Getreidearten, die Erbsenkleblaus auf den Erbsen, Wicken, Linsen und dem Klee, die Wickenkleblaus auf der Saawicke und Pferdebohne, die Hopfenkleblaus geht vom Schlehenstrauch auf den Hopfen über, daher man Schlehen nahe bei Hopfenpflanzungen ausrotten soll. Gegen alle diese Blattlausarten wendet man am besten einen Absud von Rußblättern oder Seifenwasser mit etwas Quassia an, mit welchem man die Gewächse öfter besprengt.

Anhangsweise möge auch noch einiger Arten von Schnecken und Würmern gedacht werden, welche der Landwirthschaft und dem Gartenbau Nachtheil bringen. Die beschaltten Schnecken werden wenigstens in unserer Schweiz selten besonders schädlich, anders ist es aber mit der nackten grauen Ackerschnecke, welche bis anderthalb Zoll lang wird und namentlich in feuchten Jahren sich oft ungeheuer vermehrt. Sie frisht junge Getreidepflanzen, alle Arten Gemüse, jungen Klee, auch mehlhaltige Samen, Obst und wird mehrere Jahre alt. In trockenen Jahrgängen kommt diese Schnecke nicht auf. Man tödtet sie mit ungelöschtem Kalk oder streut gepulvertes Eisenvitriol mit Sand vermengt etwa 20 Pfund auf eine Fuchart aus, wodurch zugleich das Wachsthum der Pflanzen gefördert wird. Legt man an verschiedenen Stellen Stücke von Kürbisen, Möhren, Rüben, so sammeln sich dort die Schnecken, und man kann sie nebst den Eiern vertilgen. Gewisse kleine Würmer, Getreidecäälchen genannt, welche in den Körnern unserer Getreidearten, namentlich des Weizens und Roggens leben und in manchen Gegenden bedeutenden Schaden anrichten, sind bis jetzt in der Schweiz

noch nicht in bedenklicher Menge vorgekommen.

Und nun beschließt der hinkende Bote seinen Bericht über die schädlichen Insekten mit dem Wunsche, daß deren Kenntniß hiemit gefördert und durch die angegebenen Mittel der Vertilgung der Schaden für den fleißigen Landmann, Gärtner und Forstwirth möglichst vermindert werde.

Praktisch.

Zwei Freunde gehen auf die Jagd. Der Eine bietet dem Andern eine Wurst an. „Noch nicht, hab' keinen Hunger!“ sagt dieser. Nach einigen Stunden wird Rast gemacht. „Kann ich jetzt die Wurst anbieten?“ „Ja, her damit!“ — „Was Teufel, die Wurst ist ja ganz warm!“ „Ja, schau, lieber Freund! Wenn ich jagen gehe, so laß ich mir zu Hause eine Wurst kochen; dann bind' ich sie um den Bauch, und so hält die Wurst den Bauch und der Bauch hält die Wurst warm.“ Probatum est!

Kein Glück.

Der Lumpensami hatte im Wirthshaus zu Herdoppligen eine silberne Uhr gestohlen und wurde nun dafür vom Landjäger arretirt. Schluchzend sagte ihm seine Mutter, die Grämplergret: „Tue Hans, i ha dr's geng g'feit, la mir das Stähle sy, du hesch halt einisch e kes Glück derzue.“

Beim Examen.

Lehrer: Nun, Annebäbeli, was kannst du mir vom Ruckuck sagen? Was macht er mit seinen Eiern?

Annebäbeli: Er legt sie nicht selber.

Nicht werth.

Dem lieberlichen Knubelchlaus war sein böses Grit gestorben und der Wittlig hatte sich darob keine grauen Haare wachsen lassen, sondern machte sich mit seinem Saufbruder, dem Neaplerjoggi, wie man sagt, bodenlustig, bis ihm eines Tages wieder das Heirathen in Sinn kam. „Tue Chlaus,“ sagte der Neaplerjoggi, dem für sein lustiges Leben bange war, warnend zu ihm: „Tue, wenn du jetzt wieder wybist, so bist du gar nit werth, — daß dir dy ersti Frau g'storben ist.“

Rechtsfrage.

Darf nach bernischem Gesez ein Mann die Schwester seiner Wittwe heirathen?

Guter Grund.

In einem Gasthose saß ein Trupp lockerer Gesellen und ein Geistlicher an der Tafel. Raum witterten Jene, daß ihr unbekannter Gesellschafter ein Geistlicher war, so begannen sie nach der Weise ihrer Bruderschaft den Mann zu necken. Unter Anderm brachte Einer den abgedroschenen Wildspruch mit vieler Selbstzufriedenheit an: „Mein Herr Pfarrer! Warum reiten heutzutage die Lehrer des Evangeliums nicht mehr auf Eseln, wie in den ersten Zeiten des Christenthums?“ „Darum,“ antwortete der Prediger, „weil heutzutage alle Esel auf den Lehrern des Evangeliums reiten.“

Es kann sein.

Zwei Dörfer lebten in Feindschaft. P... war volkreicher als B... „Kommt nur, ihr Schurken!“ rief einer von P... einem Tagelöhner von B... zu, „wir sind unser immer vier gegen einen.“

Der Puz oder die getäuschte Erwartung.

Eine Dame, die durch ihren dünnen Anzug ziemlich bekannt wurde, bekam eines Tages ein Päcklein, mit der Adresse: „Kleidung für Jungfer N.“, als käme es von ihrer Puzmacherin. Begierig, den neuen Puz sogleich bewundern zu lassen, eröffnete sie das Paket geschwind und fand darin ein — Feigenblatt, während eben eine große Gesellschaft bei ihr war.

Der pfffige Kranke.

Einem Patienten wurde bei seiner Krankheit verordnet, er solle Wein mit Wasser vermischt trinken. „Dieß kann ich unmöglich vertragen,“ sagte er, „geht es nicht an, daß ich zuerst den Wein und nachher das Wasser trinke?“ Der Arzt erlaubte ihm dies. Als der Kranke ein gutes Quantum Wein zu sich genommen hatte, und man ihm das Wasser reichte, sagte er: „Ach nun dürstet mich nicht mehr.“

Gestohlen:

Eine Paßgeige von einem Taschendieb.

Von zwei Freunden,

welche sich gerne neckten, verließte einer mehrere Stunden weit. An dem Orte seiner Bestimmung angelangt, schickte er seinem Freunde eine unfrankirte Depesche, welche bloß die Worte enthielt: „Zu Deiner Beruhigung melde ich Dir, daß ich gesund und wohl angelangt bin.“ Darauf schickte ihm der Andere durch die Post unfrankirt einen Viertelszentner schweren Stein, mit den Worten: „Durch Deinen Bericht ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen.“

Räthsel.

Ein Blinder, ein Stummer, ein Lahmer und ein Nacker gehen über Feld. Der Blinde sieht einen Hasen und zeigt ihn den Andern. Der Stumme spricht zum Lahmen: „Geh, fang ihn!“ Der Lahme erhascht den Hasen, und der Nacker steckt ihn in die Tasche. Nun rathe, was ist dies?

(3893 zu 12)

Ruhen der Batermörder.

Ein mit dicken Batermördern und warmem Halstuch einhergehender Herr klagt einem Freunde: „Es ist mir unbegreiflich, das ganze Jahr hab' ich mit Halsweh und sonstigen Molestken zu thun und doch trage ich mich so warm als möglich.“ „Ja schau, wenn du die Batermörder und das Hemd heraufziehst, so kann die Kälte unten durch die Hosen wieder herein.“ „Aha!“

Aus einem Flusse in der Nähe eines Städtchens wurde der Leichnam eines Mannes herausgezogen. Der Bericht des Gemeindevorstandes an die vorgesetzte Behörde lautete: der Mann müsse schon lange im Wasser gelegen haben, indem der Bart sehr stark gewachsen sei.

Ein Dieb,

der zum Strange verurtheilt worden, bat sich noch auf der Leiter unter dem Galgen etwas zu trinken aus. Man brachte ihm ein Glas mit Wein. Er leerte es aus und ließ es fallen, und als es zerbrach, rief er: „Mein Himmel, mir passiert heute gewiß ein Unglück, denn ich habe noch nie ein Glas zerbrochen, wo ich nicht an dem Tage etwas Unangenehmes erlebt hätte.“

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1872 — 1873.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

1872. Juli 12. Die Bundesversammlung wählt an die Stelle des demissionirenden Bundesrathes Dr. Dubs, Herrn Oberst Scherer in Zürich.

Juli 12. In Zürich stirbt der rühmlichst bekannte Geologe Prof. Dr. Escher von der Linth.

Juli 23. Schluß des eidgenössischen Schützenfestes in Zürich (siehe den letztjährigen Kalender).

August 12. Brand der Baumwollenspinnerei von Graffenried u. Henggeler in der Felsenau bei Bern.

August 12. Eröffnung der 1. Sektion der Brünigbahn Därligen-Interlaken.

August 26. Enthüllung des Denkmals zur Erinnerung an die Schlacht bei St. Jakob (1444) in Basel.

August 29. Zusammenstoß der Dampfboote Concordia und Gotthard auf dem Zürchersee.

September 14. Lösung der Alabamafrage durch das Schiedsgericht in Genf; England muß an die Vereinigten Staaten von Nordamerika für versäumte Neutralitätspflicht während des amerikanischen Bürgerkrieges die Summe von 15¹/₂ Mill. Doll. = 77¹/₂ Mill. Franken bezahlen.

September 20. Gaspar Mermillod, katholischer Pfarrer von Genf, der sich ohne die Genehmigung des Staates bischöfliche Funktionen anmaßte, wird vom Genfer Staatsrath seines Amtes entsetzt.

September 23. Eröffnung des Kongresses der Friedens- und Freiheitsliga in Lugano.

Oktober 27. Nationalrathswahlen; sie sichern der revisionsfreundlichen Partei in der Bundesversammlung eine bedeutende Mehrheit.

Dezember 2. Beginn der Winter Sitzung der Bundesversammlung; Haupttraktanden sind die Besoldungserhöhung für die Bundesbeamten und Angestellten, die Frage der Revision des Eisenbahngesetzes und die Wahl des Bundes-

rathes, durch welche mit Ausnahme von Challet-Benel, von Genf, der durch Borel von Neuenburg ersetzt wird, alle bisherigen Bundesräthe bestätigt werden; Ceresole wird zum Präsidenten ernannt.

1873. Januar 12. In Bern stirbt Herr Bendt, Chef der internat. Telegraphenverwaltung.

Januar 29. Die Diöcesanconferenz der sieben Kantone Aargau, Basel, Bern, Solothurn, Thurgau, Luzern und Zug entsetzt mit fünf Stimmen gegen zwei (Luzern und Zug) den Bischof von Basel, Eugen Lachat, wegen Gefährdung des religiösen Friedens in der Schweiz und Auflehnung gegen die Oberhoheit des Staates seines Amtes.

Februar 17. Der Bundesrath weist den vom Papste zum apostolischen Vikar von Genf ernannten Bischof von Hebron, Caspar Mermillod, aus der Schweiz aus.

Februar 26. Der Große Rath von Bern beschließt einstimmig den Bau der Jura bahnen.

März 17. 97 katholische Geistliche des Berner Jura protestiren gegen das Verhalten der Regierung von Bern in der Lachat-Angelegenheit; die Regierung macht aber kurzen Prozeß und entsetzt sie ihres Amtes.

April 14. Stirbt Nationalrath Dr. J. Bühler von Luzern.

April 14. In Olten wird der altkatholische Pfarrer Herzog von Luzern unter allgemeiner freudiger Theilnahme der Bevölkerung als Pfarrer der Gemeinde installiert.

April 28. In Bern ver stirbt der Führer der Alt-katholiken im Kanton Bern, der allbeliebte Nationalrath Prof. Dr. W. Munzinger von Olten.

Mai 4. Bei der Volksabstimmung über die vom Großen Rathe vorgelegten Gesetze verwirft das Volk bei schwacher Betheiligung die Gesetze über Besoldungserhöhung, Jagd, Fischerei und Rekrutirung der Cavallerie, nimmt dagegen mit schwachem Mehr die Gesetze über Verlegung der Militäranstalten und über die Schützen-gesellschaften an.

Juni 8. Eröffnung des kantonalen Schützenfestes in Interlaken.

Juni 15. Schweizerischer Volkstag in Solothurn; an der Volksversammlung, die gegen die

Uebergrieffe der römischen Geistlichkeit gerichtet war und die Wiederanhandnahme der Bundesverfassungsrevision empfahl, nahmen 15,000 bis 20,000 Menschen Theil.

Juni 22. Eidgenössisches Schwingfest in Münsingen; Preise erhielten im Schwingen: Salzmann (Emmenthal), Zumbunn (Oberland), Ullmann (Emmenthal), Jaggi (Oberland), Habegger (Emmenthal), Gräbli (Unterwalden), Hirsbrunner (Emmenthal), Oberli (Emmenthal); im Steinstoßen und Steinheben: Engel (Bern), Baumann (Saline Schweizerhall), Kummer, Rob. (Herzogenbuchsee), Weber (Viel).

Juni 22. Fest des schweizerischen Künstlervereins in Bern.

Deutsches Reich.

Aus Deutschland weiß der Vöte nicht viel zu melden, die Hauptfrage ist dort wie bei uns in der Schweiz der gegenwärtige Kampf zwischen der römisch-katholischen Geistlichkeit und dem Staat; zu diesem Kampfe ist Deutschland zum Theil dem Beispiele der Schweiz gefolgt und hat damit begonnen, durch ein Bundesgesetz den Orden der Jesuiten zu verbannen. Unterdessen streben die deutschen Altkatholiken, d. h. die Katholiken, welche die Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, danach sich fester zu organisiren und am 20. bis 21. Sept. 1872 hielten sie in Köln einen sehr zahlreich besuchten Congress; zu gleicher Zeit tagten in Fulda die deutschen Bischöfe, um gemeinsame Maßregeln gegen den Staat abzureden.

Oestreich.

1873. Mai 1. Gröffnung der Weltausstellung in Wien durch den Kaiser Franz Joseph I.

Frankreich.

In unserm Nachbarlande Frankreich spuckt der böse Geist des römischen Papstthums, des Ultramontanismus noch viel stärker als bei uns und in Deutschland. Die Jesuiten und ihr Anhang sind oben auf; dabei wird das Land von Parteiungen zerrissen; auf der einen Seite stehen die Monarchisten, d. h. die Leute, die Frankreich wieder zu einem Kaiser- oder Königreiche

machen möchten, und diese theilen sich wieder in die Anhänger des Grafen von Chambord, des Herzogs von Orleans und der Familie Bonaparte. Die andere Partei, die Republikaner, theilen sich wieder in gemäßigte Republikaner, Radikale und Rothe. Zwischen allen diesen Parteien gelang es dem alten Staatsmanne Thiers lange Zeit, sich glücklich durchzuwinden bis endlich 1873 am 24. Mai die französische Nationalversammlung zu Versailles, der wichtigen Dienste, welche Thiers Frankreich geleistet hat, vergessend, ihn vom Präsidentenstuhle stürzte und dafür den Herzog von Magenta, Marschall Mac Mahon, den Besiegten von Wörth und Sedan auf denselben erhob. Der Sieg ist nun ganz in den Händen der Monarchisten und sie beuten denselben auf schamlose Weise aus, als wollten sie die Republikaner mit Gewalt zur Revolution hindrängen. Ein Glück ist nur, daß die Monarchisten nicht einig unter einander sind und es vermuthlich nicht lange dauern wird, bis sich Bonapartisten, Legitimisten und Orleansisten ebenso in den Haaren liegen werden, wie bis dahin Monarchisten und Republikaner.

England.

1873. Januar 9. In Chislehurst stirbt Louis Napoleon Bonaparte als Napoleon III., von 1852 bis 1870 Kaiser der Franzosen.

Italien.

Daß es im schönen Lande jenseits der Alpen, im sonnigen Italien für richtige Leute nicht ganz heimelig ist, beweisen folgende Zahlen: 1871 wurden in Italien 2287 Morde vollbracht, 1486 versucht; Verwundungen mit tödtlichen Waffen kamen 33,352 vor; im Jahr 1872 betrug die Zahl der Mordthaten 1633, die der versuchten Morde 1232, die der Verwundungen 29,512; das Land hat eben die Folgen der Jahrhunderte dauernden Pfaffen- und Säbelherrschaft noch nicht verwunden.

Spanien.

Auch in Spanien hat man jetzt wieder eine Republik, daß Gott erbarm! Auch dieses Land wird von streitenden Parteien zerrissen, und zwischen diesen wurde die Stellung des Königs so

schwankend, daß Amadeo I., der im Jahr 1870 erwählte König von Spanien, nachdem er es redlich versucht hatte, dem armen Lande Ruhe und Frieden zu geben, am 12. Februar 1873 die Krone niederlegte und nach Italien zurückkehrte. Mit seiner Thronentsagung wurde die Republik proklamirt, aber eine Republik ohne Bestand; von wüthenden Parteien zerfleischt, durch den stets wachsenden Aufstand der Carlisten bedroht, wird sie sich kaum lange halten können.

Schweden.

Den 19. September 1872 stirbt in Malmö der König von Schweden und Norwegen, Karl XV. Sein Bruder folgt ihm als Oscar II. auf den Thron.

Dänemark.

1872. November 13. bis 14. Furchtbare Sturmfluth an den Küsten der Ostsee, durch welche nicht nur in Dänemark, sondern auch in Schleswig, Holstein, Mecklenburg und Pommern entsetzliche Verheerungen angerichtet wurden. Grenzenlose Noth war natürlich die Folge dieses Naturereignisses.

Holland.

1872. September 2. bis 7. Im Haag, der Residenzstadt Hollands, tagt der Congreß der internationalen Arbeitergesellschaft. Nach sehr stürmischen Berathungen, welche den Austritt vieler der wichtigsten Mitglieder zur Folge hatten, wurde beschloffen, den Generalrath in London aufzulösen und den Sitz desselben nach New-York zu verlegen.

Amerika.

Im August 1872 betrug die Staatsschuld der Vereinigten Staaten von Nordamerika die hübsche Summe von 3,188,058,656 Dollars, also in unserm Gelde beinahe 16,000 Mill. Franken.

November 6. Mit einer Mehrheit von 30 gegen 7 Staaten und einer Volksmajorität von 400,000 Stimmenden wird General U. Grant als Präsident der Vereinigten Staaten für eine neue Amtsdauer bestätigt.

November 9. Ungeheure Feuersbrunst im Handelsquartier der Stadt Boston, Schaden über 500 Mill. Franken.

November 29. Stirbt in New-York Horace Greeley, der Gegenkandidat Grant's, der Herausgeber einer der wichtigsten amerikanischen Zeitungen, der „New-York Tribune“, ein selbst von seinen politischen Gegnern geschätzter Mann.

1873. April 1. Schiffbruch des Dampfers Atlantic bei Prospect Cap in Nordamerika. 325 Menschen wurden gerettet, 60 kamen um, unter diesen viele schweizerische Auswanderer.

Asien.

1873. Mai und Juni. Unglücklicher Feldzug der Holländer gegen den Sultan von Atchin auf der Insel Sumatra und glücklicher Feldzug der Russen gegen den Khan von Chiwa in Turan; im Juni wurde die Hauptstadt Chiwa von den Russen erobert.

Entweder — oder.

„Meine lieben Mitbürger! Entweder — oder. — Entweder die Feinde kommen heran oder sie kommen nicht heran! Lasset uns als Familienväter und Patrioten handeln. Kommen sie, so ergeben wir uns, kommen sie nicht, so wollen wir uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen!!!“

Ein einfältiger Lehenmann

brachte seinem Guts Herrn einen Korb mit Äpfeln zum Geschenk. Der Herr hatte draußen ein paar Affen, welche sich über den Korb hermachten und die besten Äpfel verzehrten. Den Rest brachte der Bauer der Herrschaft. „Warum habt Ihr nicht einen ganzen Korb voll von diesen Äpfeln gebracht, ich hätte sie Euch gern bezahlt!“ sagte der Guts Herr. „Verzeiht Herr!“ erwiderte der Schlaufkopf; „Ihre Söhne haben draußen bereits das Beste aufgegessen.“

Ein Widerspruch.

Kaiser Nikolaus ging einmal an einem schönen Ostertag unbegleitet aus dem Palast und grüßte die Schildwache, die auf dem Posten stand, nach russischer Sitte am Osterfest mit den Worten: „Christ ist auferstanden,“ worauf dann mit der Formel erwidert wird: „Fürwahr, er ist es.“ Der Soldat blieb indessen steif stehen, schwieg und der Kaiser wiederholte: „Christ ist auferstanden.“ „Das ist nicht wahr,“ erwiderte nun die Schildwache ganz ernsthaft. „Was?“ rief der Gewaltige erstaunt: „ist der Kerl besoffen? Ich sage Dir: „Christ ist auferstanden!“ „Und ich sage Dir,“ versetzte der Soldat, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „es ist nicht wahr!“ „Kerl,“ rief der Kaiser noch erstaunter, „wo bist Du her — Was bist Du?“ Und der Soldat antwortete ohne alle Verlegenheit: „Ein Jude.“ Der Kaiser aber ging fort, lachend über den kräftigen und unerwarteten Widerspruch des Israeliten.

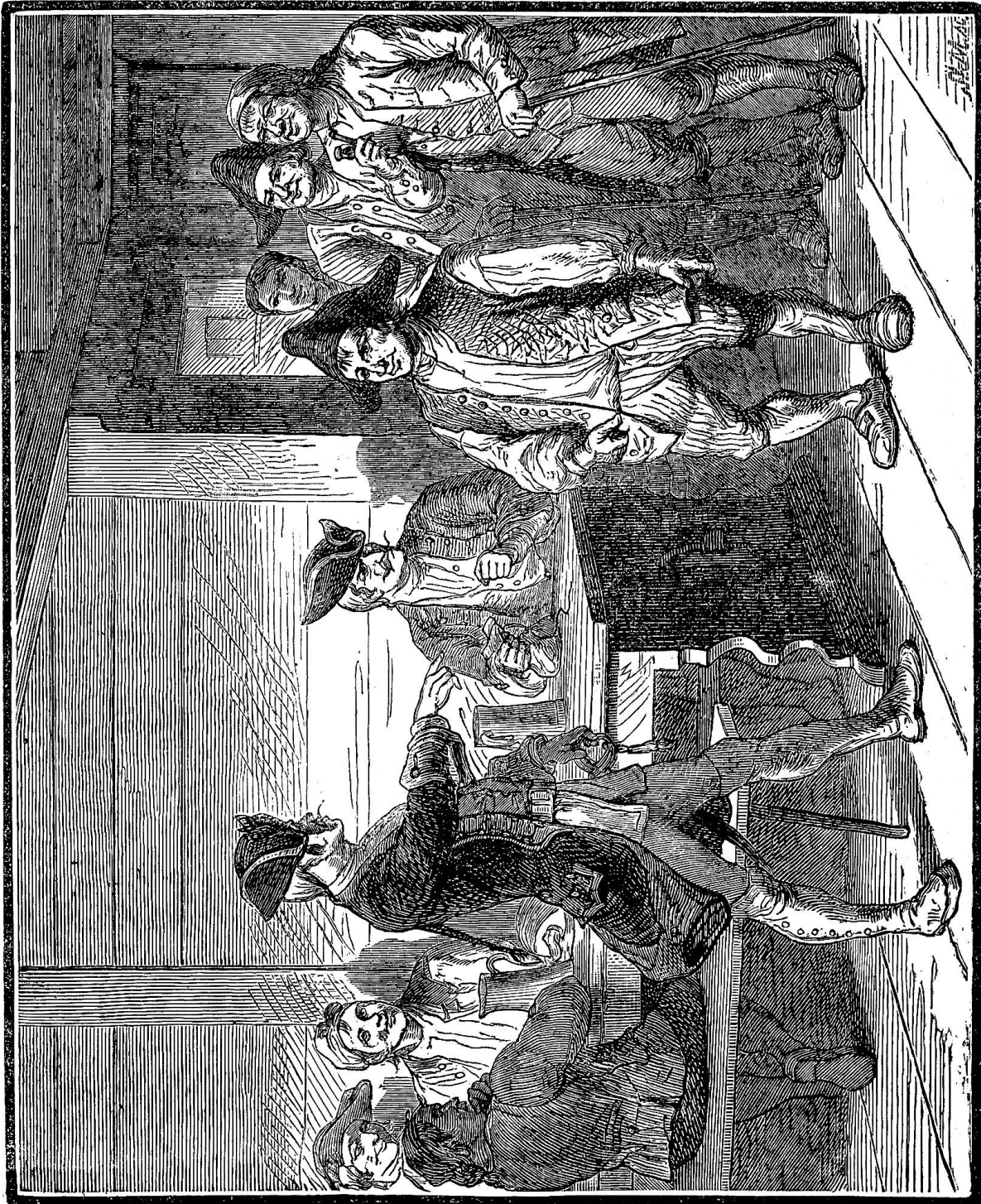
Ein Stücklein aus alter Zeit.

(Abbildung auf Seite 13.)

Es war an einem schwülen, unwetterdrohenden Sommerabend, als auf der holperigen unebenen Straße, die von Schlaufoten nach Witzigen führt, 3 Männer dahinschritten. Schwarzblaue Wolken hatten sich gegen Abend aufgethürmt und hie und da fuhr ein Windstoß brausend durch die Dämme; „nun heißt es pressiren,“ meinte der kleinste der drei Männer, ein mageres, verwachsenes Männchen mit schwerem Hausiererkasten auf dem Rücken, „nun heißt es pressiren, wenn

wir vor dem Wetter zu Witzigen im Bären sitzen wollen; allweg wartet es nümme lang!“ und damit schritt er trotz seiner unansehnlichen Gestalt und seiner schweren Last so rüstig aus, daß die beiden Andern, stattliche Männer von militärischem Ansehen, kaum mit ihm Schritt halten konnten. Wenn der Bot sagt, die Beiden hätten militärisch ausgesehen, so darf sich der geneigte Leser nicht etwa einen schmucken Scharfschützen mit Käppi und Betterlistuger oder einen stattlichen Dragoner, wie sie heute sind, vorstellen. Unsere Geschichte spielt nicht im Jahre 1873, sondern mehr als 100 Jahre früher in den 30er des vorigen Jahrhunderts; darum saß auch statt des Käppis ein dreiseitig aufgekrempter Hut auf dem wohlbepuderten Haare und ein stattlicher Zopf, festgewickelt und gewichst, hing über den Rücken der Beiden herab. Silberne Treffen auf der dunkelblauen Uniform verriethen, daß die Männer zu den Unteroffizieren gehörten, während ihr strammer Gang, die Präcision ihrer Bewegungen darauf schließen ließen, daß sie eher zu einem auswärtigen Heere, als zu der um diese Zeit sehr gemüthlich und nachlässig gewordenen Landesmiliz zählten.

Es waren zwei preussische Werber, wie sie damals noch zahlreich in allen Ländern deutscher Zunge herumzogen, um dem damaligen Preußenkönig Leute für sein berühmtes Regiment rieffiger Grenadiere zu suchen. War auch das Werben für den fremden Dienst damals für die Staaten, mit denen keine bestimmten Kapitulationen bestanden, nicht gerade erlaubt, so drückten doch die gestrengen Herren Landvögte hie und da ein oder auch beide Augen zu, wenn so ein Werber durchs Land gezogen kam, besonders wenn der Herr Landvogt etwa, wie dieß häufig der Fall war,



Ein Stücklein aus alter Zeit.

selbst Offizier in fremden Diensten gewesen war.

Bis dahin hatten unsere beiden Werber im Bernerlande wenig Glück gehabt; stattliche, große, junge Männer hatten sie zur Genüge gefunden, aber wie sie ihnen auch hinter der Flasche das preussische Soldatenleben mit den schönsten Farben ausmalten, anbeißen wollte Keiner; wenn die Leute auch oft genug über die Herren von Bern und die gestrengen Landvögte schimpften, sie wollten doch noch lieber unter der Barentalpe als unter dem preussischen Radstocke stehen. In Deutschland draußen hätten sich die Werber wohl zu helfen gewußt; für einen widerspenstigen Bauernburschen gab es List und Gewalt und steckte er nur erst einmal im blauen Rocke, so gab es für ihn kein Entrinnen mehr. In der Schweiz aber und namentlich in der Republik Bern, die damals mit Preußen im guten Einvernehmen war, mußten sie zahmer aufreten und von Gewalt konnte keine Rede sein, höchstens von List. So war es denn kein Wunder, daß die beiden Werber, der Feldwebel Bäumle aus dem Schwabenland und der Wachtmeister Jaggi aus dem Solothurnischen ziemlich verdrießlich des Weges nach Witzigen dahin zogen, um dort ihr Glück noch einmal zu probiren. Unterwegs hatte sich zu ihnen noch der allbekannte Wylersepp, der Hausierer, gesellt, der ebenfalls nach Witzigen wollte und der den beiden als ein geweckter Mann, mit allen Verhältnissen der Gegend wohl bekannt, als Gesellschaft ganz angenehm war. Sie fragelten ihn aus über dieß und jenes; wo etwa ein Sohn sei, dem es zu Hause nicht mehr wohl sei, wo ein junger Chemann mit bösem zänkischem Weibe, oder ein Bursche, der sich mit seinem Schaze entzweit und über Alles wußte der Wylersepp Bescheid und meinte, wenn die

Herren ihm ein ordentliches Trinkgeld versprächen, so wüßte er es wohl zu machen, daß zu Witzigen ein paar stattliche Burschen Handgeld nähmen. Unter Fragen und Antworten waren die drei rasch vorwärts gekommen und als die ersten Regentropfen fielen, da bogen sie schon um die letzte Waldecke und sahen Witzigen, in grünen Obstbäumen versteckt, gerade vor sich liegen. Bald war der Bären erreicht und nicht lange dauerte es, bis die Gaststube von den jungen Witzigerburschen gefüllt war. Der Wylersepp war im Dorfe hin und her gelaufen, die Leute zusammenzutreiben und sie ließen sich nicht lange bitten; wie die Fliegen dem Lichte zu, so zog es sie zu den stattlichen Werbern, die so schön vom herrlichen Soldatenleben und von all' ihren Kriegsthaten zu erzählen wußten; zudem gab es da Wein genug auf Kosten der Werber; kein Wunder, wenn deshalb die jungen Bursche die Mahnungen der Mutter oder gar des Schazes leicht nahmen und höchstens sagten: „Häb' nit Rummer, wer Witziger sah will, muß früh uffstah!“ Kein Wunder, wenn an allen Tischen der Gaststube die Witzigerburschen dicht gedrängt saßen, als die beiden Herren Werber mit vornehm leutselliger Miene, den dreikrempigen Hut schief auf's Ohr gedrückt und den langen Schnurrbart fest nach oben gedreht, aus des Wirths Hinterstübli herauskamen und sich zu den Leuten setzten. Mit vergnügten Blicken musterten sie die anwesenden Bursche, waren doch die meisten groß und stämmig gewachsen; der Wylersepp hatte seine Schuldigkeit gethan, und die Werber waren mit ihm zufrieden. Wer weiß, ob sie es gewesen wären, wenn sie gewußt hätten, was der schlaue Sepp, der es faulstüdt hinter den Ohren hatte, mit den Burschen, die er zusammentrieb, verhandelt hatte; Städte oder einen Fremden zu händ-

sehn, war schon damals eine wahre Lust für die Witziger, und der Sepp, der von Alters her einen Zahn auf die Werber hatte, die ihm seinen einzigen Sohn auf Nimmerwiederkehr fortgelockt hatten, war gerade der Mann dazu, den Witzigern dazu zu verhelfen.

Es ging im Bären Alles wie am Schnürchen. Die Werber, die wohl wußten, daß man bei den Bernerbauern nicht gleich mit der Thüre in's Haus fallen dürfe, fingen an, recht leutselig mit den Burschen zu verkehren, sprachen vom Wetter, von der Ernte, vom Vieh u. s. w., räsonnirten auch wohl hie und da ein wenig über die gnädigen Herren und Obern von Bern und sagten, wie eigentlich der Bauer im Bernerbiet ein armer und geplagter Mann sei, und wie ganz anders und besser es doch ein preussischer Soldat habe; sie erzählten von Kriegsthaten und reicher Beute, von Ehrenzeichen und Beförderung, von schönen Weibern und vom lustigen Leben im Lager und in der Garnison; dazwischen schenkten sie fleißig ein und tranken den Burschen fleißig zu. Nach ächter Bernermanier blieben diese ziemlich schweigsam und gaben diplomatischen Bescheid. „Ja, ja,“ meinten sie, „es sei wohl nicht Alles, wie es sein sollte, und allweg sei der Bauer hier mehr ein geplagter Mann, zumal bei den bösen Zeiten, wo Frucht und Vieh fast nichts gelte; daneben aber wisse man doch, was man habe, tauschen habe schon manchen gereut; man könne öpfe geng no luege u. s. w.“ Die Werber merkten, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziele kamen, aber sie glaubten mit Wein und Versprechungen genug eingeheizt zu haben, um einen Hauptschlag wagen zu dürfen und mit der Sprache entschiedenen herauszurücken. „He da, Bärenwirth,“ rief plötzlich der lange Wachtmeister und schlug mit der Faust auf den Eichentisch, daß er

dröhnte; „bring Wein her, aber nicht von deinem Rachenpuzer hier, sondern vom besten, den du hast, und wenn die Maß eine Krone kosten sollte; ein königlich preussischer Soldat läßt sich nicht lumpen, Kreuzdonnerwetter; wir wollen euch Witzigern einmal zeigen, wie es unsereins gewohnt ist!“ „Ja,“ setzte der Feldweibel bedächtig zu, „und bringt auch etwas zum Essen mit, Hammen, Wurst und Käse, das paßt zum Wein, und macht neuen Durst; das sind unsere Gäste!“ Der Wirth eilte so schnell es ihm sein Bäuchlein erlaubte, und bald standen Kannen voll edeln Waadtländerweines auf den Tischen, und wacker wurde denselben, sowie den rasch aufgetragenen Speisen von Werbern und Bauern zugesprochen, bis endlich die Köpfe sich röthlicher färbten und die Augen muthiger und lustiger funkelten. Hatten die Bursche bis dahin nur mit halbem Ohr den Andeutungen der Werber gelauscht, so schienen sie nun ihren deutlichen Anerbietungen und Versprechungen ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wenn die Werber von Krieg und Schlachten sprachen, da blitzten die Augen, da klirrten die Kannen, da dröhnten die Faustschläge auf dem Tisch. Aber kurios, jedesmal, wenn die Werber einen stattlichen Fisch an der Angel zu haben glaubten, wenn sie meinten, jetzt könne es nicht fehlen, der oder jener nehme Handgeld, auf einmal war das Fischchen wieder ab dem Hacken; die Bursche schüttelten den Kopf und meinten, sie kämen schon gern, aber es schicke sich ihnen neue nicht recht. Der sollte bald den Hof übernehmen, den ließ sein Schatz nicht fort, und der dritte hatte eben ein paar Rühre gekauft, die ihn reuten. Wenn die Bauernsöhne so redeten, so thaten es ihnen die Knechte und Lehensmannli wacker nach; sie tranken den Wein und ließen sich Wurst und Hammen

nach Kräften schmecken; sie thaten, als ob der preußische Kriegsdienst sie gelüste, aber wenns Ernst werden sollte, da gingen sie mit einem Mal wieder zurück. Die Werber redeten sich ganz in die Hitze hinein und sprachen in ihrem Mergel dem Weine mehr zu, als gerade nöthig ist, um einen klaren Kopf zu behalten; die goldenen Berge, die sie versprochen, wurden immer größer, das Soldatenleben immer schöner und herrlicher, aber Alles wollte nichts helfen, keiner biß an.

Hinter dem Tische beim Ofen saß ein riesiger junger Bursche, der alle seine Gefährten fast um einen halben Fuß überragt, mit mächtigen Schultern und Armen, Händen wie Bärenklauen und einer Brust wie ein Tennthor; auf den hatten es die Werber zunächst abgesehen, denn der Wylerssepp hatte ihnen verrathen, er sei ein armes Lehenmannli auf einem mageren Hof mit großem Zins und möge es schon in guten Jahren kaum machen. Der hatte stillschweigend fast den ganzen Abend dageessen, an seiner Pfeife gezogen, dem Weine wacker zugesprochen und nur hie und da eine Frage fallen lassen. Lange hatten die Werber ihn bestürmt; seine Antwort war immer dieselbe: ihm gefalle es auf dem Hungerbühl noch lange wohl, und ob er es bei den Preußen besser mache, das wisse er nicht; ein Spatz in der Hand sei allweg besser, als zehn auf dem Dache. Aber die Werber setzten nicht ab, und als nun auch noch ein paar Kameraden dem Hungerbühlerpeter den Kopf warm machten und ihm zusprachen, er solle es probiren, da schien der junge Riese schwankend zu werden und endlich sagte er ja und versprach dem wein- und freudetrunkenen Feldwebel Handgeld zu nehmen, aber er wolle es sogleich haben und zwar nicht weniger als 50 Kronen. Trotz ihres Aufsches machten die Werber dazu ein

saures Gesicht; die Summe war größer, als sie es erwartet hatten; aber dafür mußte ja der Kerl zum mindesten seine 6 $\frac{1}{2}$ ' messen, das sah jeder, der seinen mächtigen Bau betrachtete, und für einen solchen war einem richtigen Werber kein Geld zu viel. Hätten sie jedoch das spöttische Lachen gesehen, das den Bauern um die Maulecken zog, sie hätten sich vielleicht zweimal besonnen, bevor sie die Rake so im Sacke kauften. „S'ist viel Geld,“ meinte halblallend der Wachtmeister und strich sich den langen Schnauz, „aber ein preussischer Werber vermag, da hast du deine 50 Kronen in blankem baarem Silber; jetzt bist Du preussischer Rekrut und kommst heute Nacht noch mit uns zum Werbhauptmann nach W. Gib' acht, Du wirst noch einmal Flügelmann, wenn nicht Korporal bei den Grenadieren. Und nun komm hervor und leiste den Handschlag!“ Hungerbühlerpeter pressirte nicht; er that noch ein paar tüchtige Züge aus seiner Pfeife und zählte das Handgeld, das vor ihm lag, genau nach. „S'ist recht,“ meinte er und strich die blanken Kronen vergnüglich ein, „da habt ihr mich, wenn ihr mich brauchen könnt,“ und damit kam er hinter dem Tische hervor und laut und gellend platzte mit einem Male das Lachen der Bauern heraus. „Himmelkreuzdonnerwetter!“ fluchte der Feldwebel; „Bassa manelka,“ schimpfte der Wachtmeister; vor dem Tische stand ein Mann kaum von Mittelgröße mit mächtigem Kopf und Oberleib, mit gewaltigen Schultern und Armen, aber mit verkümmerten, krummen Beinen und Plattfüßen, zum Soldaten so untauglich als möglich. „So da bin ich,“ meinte Peterli, „also Flügelmann oder Korporal soll ich werden bei den Grenadieren! mir ist's schon recht, aber geglaubt hätte ich es nie.“ — Die beiden Werber wetterten und fluchten; sie

verlangten, Peterli solle das Handgeld wieder herausgeben, sie drohten mit dem Säbel und mit den Gerichten. Half Alles nichts. Von allen Bauern unterstützt, behielt Peterli seine 50 Kronen, die ihm für einen fälligen Zins trefflich zu statten kamen; mit dem Säbel zu drohen, ist gefährlich, wenn ihrer zwei einer ganzen Stube voll rüstiger Bernbauern gegenüber stehen, und daß mit den Gerichten nichts zu machen war, das wußten die Werber selbst im Rausche, und so blieb ihnen halt nichts Anderes übrig, als vor den drohend geschwungenen Dornstöcken und Stuhlbeinen der Witziger, nicht ohne vorher zur Berichtigung der schweren Uerte gezwungen worden zu sein, den Rückzug anzutreten und fluchend und wetternd das Weite zu suchen; wäre ihnen der Wylersepp in die Hände gelaufen, er wäre wohl kaum mit heiler Haut davon gekommen, denn daß der da die Hand im Spiele gehabt hatte, das ließen sie sich nicht ausreden. Der Wylersepp war aber kein Narr, er hütete sich wohl, den Werbern, die wie begossene Pudel von Witzigen fort zogen, in den Weg zu laufen; mit dem Kreuzvergnügten Hungerbüßpeterli und den lustigen Bauern saß er, bis in die tiefe Nacht des gelungenen Streiches sich freuend, beim guten alten Waadtländer des Bärenwirthes.

Ein arger Lügner

prahlte einst in Gesellschaft, er sei schon in fünf Minuten eine halbe Stunde weit geritten. Man bat einen anwesenden Stallmeister, einen tüchtigen Reiter, um seine Meinung darüber, und dieser sagte trocken: „Reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch!“

Zeit ist Geld.

Mädchen. Bit' gar schön um ein kleines Almosen. Sieben unverfögte Kinder...

Frau. Sie wird doch nicht sieben Kinder haben?

Mädchen. Aber meine Mutter. Uebermorgen wird's der dritte Tag, daß wir nichts zu Mittag gegessen haben.

Frau. Glaubt's ja, wenn's unterdessen nicht geschieht. Ich will Dir einen Fünfer geben, wenn Du mir einen Züber Wasser holst. Der Brunnen ist im Hofe.

Mädchen. Da wär' ich ein Narr, die Zeit zu versäumen. Bis ich das Wasser hole, hab' ich mit dem Betteln wenigstens ein Zwänzgerli verdient.

Ein Vater

sagte einst zu seiner erwachsenen Tochter: „Heirathe, so wirst Du wohl thun; heirathe nicht, so wirst Du besser thun!“ — „Ich will nur wohl thun, lieber Vater!“ antwortete die Tochter; „das Besserthun will ich gern Andern überlassen.“

Der gute Familienvater.

Ein Bettler sprach einen Herrn um eine Gabe an und sagte: „Ich bitte Ew. Gnaden um eine kleine Unterstützung für einen unglücklichen Vater von sechs lebendigen Kindern, welche keine Eltern haben, die für sie sorgen.“

Ein junger Mensch

war so unwissend, daß er seinen Namen nicht schreiben konnte. „Was mache ich denn?“ fragte er einst, als er nothwendig eine Schrift mit seinem Namen unterzeichnen sollte. — „Ja nun,“ antwortete ein Spötter, „machen Sie nur eine Null und ein Kreuz.“ OX.

Irren ist menschlich.

„Wie man sich irren kann! In der Ferne glaubt' ich, Sie wären Ihr Herr Vetter; dann meint' ich, Sie wären es selbst, und jetzt seh' ich erst, daß Sie Ihr Herr Bruder sind.“

Wie hoch

kommt das Holz? fragte Jemand einen Tagelöhner, der vor der Thür eines Hauses Holz in solches trug. „Drei Stägen uf,“ war die Antwort.

Warum biß Adam

in den Apfel? fragte ein Schulmeister einen Bauernknaben. „Weil er kein Messer hatte,“ war die gründliche Antwort.

Der Zwergenring.

(Mit einer Abbildung.)

Es war Nacht geworden; nur wenige Sterne blinkten zwischen den Wolken des trüben Herbsthimmels hervor, und der Sturmwind fegte die gelben Blätter von den Bäumen und brauste durch den Wald, daß die Bäume ächzten und stöhnten. Es war wüßt und unfreundlich draußen; desto freundlicher aber und gemüthlicher sah es drinnen aus in dem stattlichen Bauernhose, wo um den großen Tisch der Stube die ganze Familie beim hellen Lampenschein versammelt war. Oben an sitzt der weißhaarige Großvater im Lehnstuhl, und Kinder und Enkel bis zu den kleinsten Flachsköpfen hinab lauschen gespannt seinen Worten; denn der Großvater ist wieder am Erzählen und hat aus dem reichen Schatz seines Gedächtnisses eine jener alten Sagen hervorgeholt, die wohl schon lange

vergessen wären, wenn nicht eben alte Leute noch gerne von ihnen berichteten. Es war still in der Stube; man hörte nichts als den Pendelschlag der alten Schwarzwälderuhr, das Säusen des Windes, der an den Fensterläden rüttelte, und die klare milde Stimme des Großvaters.

Und wie ich euch's sage, so war es früher, fuhr er fort; Land auf Land ab, wo jetzt stattliche Bauernhöfe stehen, reiche Kornfelder ihre goldenen Aehren tragen und Obstgärten ihren Herbstsegen spenden, war früher ein wild und öd Land, mit wenigen Dörfern, spärlich angebaut, von Wald bedeckt; nur wenige Straßen führten durch das Land, und wer sie wandern mußte, der bestellte vorher sein Haus; denn die Straße war gefährlich; auf Felsen und Hügeln kletterten damals wie Falkennester die Burgen und Schlösser der großen und kleinen Herren und die Straße war diesen zinspflichtig. Von ihren Thürmen spähten die Herren in's Land hinaus und wo sich ein Krämer zeigte mit seinen schwerbeladenen Packpferden, wo ein Bauer seine Rinder zu Markte treiben wollte, da sahen es die Herren und brachen mit Schwert und Spieß aus ihren Mauern hervor, um Bauernrinder und Krämerpferde in ihre Schlösschen heraufzuholen. Heutzutage nennt man das Räuberei und das Zuchthaus wäre der Lohn solcher Strauchritter, damals galt es als ein ritterlich Gewerbe, wie es sich für einen edeln Herrn schickt und wurde überall betrieben, bis endlich im Bernerlande der Bär mit schweren Taten dazwischen fuhr und seine Leute vor der Habgier der Junker schützte. Damals stand auch drüben an der Aare auf steilem Hügel ein Schlösschen, darin hausten die Herren von Rothberg. Sie waren ein vornehm, aber arm Geschlecht; das Schlösschen fest, aber alt und ärmlich,



Der Zwergenring.

Risten und Keller leer, wenn sie nicht durch einen glücklichen Fang auf der Landstraße gefüllt wurden; und damit wollte es nicht mehr recht gehen; Bern war wohl noch ein kleines Städtchen und der starke Bär noch jung, aber er litt das Raubwesen schon nicht mehr in der Nähe, und mit schwerem Aerger mußten die Herren von Rothberg weit hinab in's Land reiten, wenn sie ihrem ritterlichen Gewerbe obliegen wollten, und selbst da unten war es nicht mehr sicher; denn als einst Ritter Burkhardt von Rothberg recht vergnüglich mit einer Herde geraubter Kühe bei Nacht und Nebel seinem Schloßchen zuritt, da ward es auf einmal rings im Walde lebendig; heller Facelschein warf rothglänzende Lichter auf trotzige Männer und blinkende Waffen; der Weg wurde dem Rothberger versperrt, und nach kurzem tapferem Widerstand fiel der edle Ritter von Bauernhand erschlagen, mit einem schweren Seufzer über die böse Welt, wo es einem Edelherrn nicht einmal mehr erlaubt war, sein ehrlich Räuberhandwerk zu betreiben. Mit seinem Fall war der Kampf zu Ende; die Bauern und Bürger trieben ihr gerettetes Vieh wieder heim, schwer beladen mit erbeuteten Waffen; die Knechte des Rothbergers hatten sich in den Wald geflüchtet, und nur Einer war zurückgekehrt, den todtten Herrn auf sein Roß zu laden und ihn in's Schloßchen zu seiner Frau zu bringen.

Frau Gertrud von Rothberg war kein schwächliches, zimpferes Weib; sie schrie nicht auf, als ihr der Knecht den Ritter heimbrachte; vielleicht hatte sie das bei dem wüsten Leben ihres Mannes nicht anders erwartet; aber sie sorgte für ein ritterlich Begräbniß, wie es einem Herrn von Rothberg zukam. Wenn sie auch nicht viel gute Tage bei dem wilden Gesellen zu rühmen hatte, so beklagte

sie seinen Tod doch aufrichtig und dachte wehmüthig an die erste Zeit ihres Ehestandes zurück, da Burkhard noch als wackerer Bürgerherr sein Land bebaute und noch nicht, durch böse Kameradschaft verführt, sich dem Raubwesen ergeben hatte. Lange Zeit zur Wehmuth hatte Frau Gertrud nicht; denn nun, da ihr Mann erschlagen war, fiel ihr die Sorge um Haus und Hof vollständig zu und wenn sie ihrem kraushaarigen Knaben, der mit des Vaters Kraft und Muth das gute Herz und den milden Sinn der Mutter verband, sein schmales Erbtheil erhalten wollte, so galt es nicht die Hände in den Schooß zu legen; denn der gierigen Hände gab es gar viel, die nach den letzten Besitzungen der Rothberger gar zu gerne gegriffen hätten.

Frau Gertrud nahm die Zügel fest in die Hand, und was ihr Mann bei allem Toben und Wüthen nicht erreicht hatte, das gelang ihrem freundlichen und doch festen Weib. Die störrischen Lehnsleute wurden der ernsten Frau gegenüber lenksam und gefügig und zahlten Zinsen, leisteten Frohnden ohne Murren, und wo sie durch's Dorf schritt, den aufblühenden jungen Burkhardt an der Hand, da flogen die Hüte von den Köpfen und ehrerbietig wurde ihnen der Gruß dargebracht. Nur die Kinder und die alten Mütterchen wußten nicht viel von Ehrfurcht, die erstern liefen jubelnd und lärmend der schönen guten Schloßherrin zu, die für jedes ein freundlich Wort, manchmal wohl auch einen rothbackigen Apfel oder ein paar Nüsse hatte und diese segneten Frau Gertrud, als ihre Helferinnen in allen Nöthen.

So lebte Frau Gertrud lange Zeit stille auf ihrem Schloßchen und was sie ergriff, das gerteth ihr; ihre Aecker trugen die reichste Ernte, ihre Bäume das schönste Obst; ihr

Vieh blieb verschont von Seuchen, und daß Wolf oder Bär in ihre Heerden eingebrochen wären, dessen wußte sich Niemand zu erinnern. Freilich gab es Leute genug, die sagten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und Frau Gertrud könne jedenfalls mehr als Brod essen, wenn sie nicht vielleicht gar mit geheimnißvollen Mächten im Bunde stehe; man munkelte Manches, aber wenn man die edle Frau schauen und walten sah, wenn man sah, wie sie sich der Kranken und Armen annahm und wie ein rettender Engel in den elendesten Hütten, am Krankenlager und am Toddbette erschien, da merkten die Leute doch, daß diese geheimnißvollen Mächte jedenfalls keine bösen sein konnten, und man verzieh' es Frau Gertrud sogar, wenn die Schloßfelder vom Hagel verschont wurden, während ringsum das junge Korn von den schweren Schlossen zu Boden geschmettert wurde.

Die Leute hatten nicht ganz Unrecht; es war etwas Geheimnißvolles mit dem Segen, der Frau Gertrud auf Schritt und Tritt begleitete; aber etwas Unheimliches war es nicht. Damals hausten noch in den Höhlen und Klüften der Berge die Bergmännlein, ein seltsam aber kein böses Geschlecht. Es waren kleine Leute, die größten kaum eine Elle hoch, in grauem Bergmannsleide, die klugen Gesichter vom langen Barte und der Kapuze umrahmt. Die hüteten, so berichtet die Sage, das edle Gestein im Innern der Berge; die Menschen scheuten sie, doch thaten sie ihnen kein Leid, sondern liebten es vielmehr, im Stillen und unbemerkt allerlei Dienste zu leisten; nur wollten sie nicht beobachtet sein und wo sie merkten, daß man ihnen nachspüre, daß verschwanden sie zornig im Geklüfte, und mit ihnen nicht selten Glück und Segen eines Hauses. Ihre Frauen hausten tief innen

in den geheimsten Gewölben der Felsen und selten hat je ein sterblich Auge eine der zierlichen, zarten Gestalten erblickt. Auch unter dem Hügel, der Schloß Rothberg trug, wohnte in verborgener Felsenklause das kleine Volk, aber vor den wilden Rittern und ihren rohen Gefellen hielt es sich schon verborgen.

Es mochte seit Ritter Burkhards Tod etwa ein Jahr verflossen sein, als in einer wilden dunkeln Nacht wie heute, Frau Gertrud plötzlich aus dem Schlafe erwachte; sie war lange in bangen Sorgen wach gewesen; denn so klein ihre Herrschaft war, so groß war ihre Last, und fast schutzlos wäre die Wittve mit ihrem Söhnchen den raubgierigen Nachbarn gegenüber gestanden, wenn nicht die Furcht vor der gewaltigen Tazze des Berner-Bärs, der Ordnung im Lande hielt, die theuren Bettern noch etwas im Zaume gehalten hätte. Das Herz war ihr schwer, und lange dauerte es, bis die bekümmerte Witwe, ihr Vertrauen auf Gott setzend, im Schlafe ihren Kummer vergaß.

Da plötzlich weckte sie ein heller Lichtschein; sie fuhr auf aus dem Lehnstuhle, in dem sie eingeschlummert war, und vor ihr stand ein kaum ellenhohes Männlein, dessen weißer Bart bis zum Gürtel herabwallte; der seltsame Lichtschimmer ging von seiner Kapuze aus, von deren Spitze ein Edelstein wie ein Stern erglänzte. Verwundert und halb erschreckt starrte Frau Gertrud die seltsame Erscheinung an; von Bergmännlein hatte sie schon viel gehört, aber noch keines gesehen und das, welches sie jetzt vor sich sah, blickte sie aus seinen grauen Augen so bittend und wehmüthig an, daß ihr Schreck bald einem herzlichen Mitleide Platz machte. Wer bist du und was willst du hier? fragte Frau Gertrud nicht unfreundlich; das Männchen schüttelte den

eisgrauen Kopf, daß der Edelstein auf seiner Kapuze sein helles Licht bald hier bald dort hin spielen ließ; aber es erwiderte kein Wort; stumm deutete es auf eine Oeffnung in der dicken Burgmauer, die Frau Gertrud bis dahin noch nie bemerkt hatte, und winkte ihr zu folgen. Frau Gertrud war eine starke, muthige Frau, aber so mit dem Zwergen fortzugehen, ihr Kind zu verlassen, dazu konnte sie sich doch nicht gleich entschließen, wenn ihr auch ihr mitleidig Herz deutlich genug sagte, daß sie irgend wo helfen solle. Aber das Männlein blickte sie so flehentlich an und bat mit stummen Geberden so innig, daß sie ihm folgen mußte. Rasch entschlossen kniete sie bei der Wiege ihres Söhnleins nieder und betete inbrünstig zum Herrn und seinen Engeln, daß sie ihr Kindlein bewahrten; dann stand sie auf; klug besonnen nahm sie noch aus ihrer Truhe ein paar Arzneimittel mit, wie sie damals jede rechte Hausfrau kennen und anzuwenden verstehen mußte; denn sie konnte sich wohl denken, daß die Zwerge ihre Hülfe für eine Kranke in Anspruch nähmen; noch einmal küßte sie ihr Kind, hüllte sich in einen dunkeln Mantel und winkte dem Zwerge voranzugehen. Bald waren beide in der Maueröffnung verschwunden und stiegen eine enge Treppe hinab, die vielfach gewunden zu den Kellern der Burg und durch ein verborgenes Pfortchen in den Fels hinein führte. Mehrmals noch versuchte es Frau Gertrud, ihren schweisgsamen Führer zum Sprechen zu bringen; aber vergebens, er schüttelte wieder und immer wieder das Haupt und winkte ihr flehentlich zu folgen. Lange wanderten die beiden durch die unterirdischen Gänge, die vom Scheine des Edelsteins seltsam erhellt waren; bald war der Pfad schmal und enge, bald wieder erweiterte er sich zu prachtvollen Gewölben, wo weiße Tropfstein-

säulen von der Decke zum Boden und vom Boden zur Decke strebten; da blinkten aus dem Gesteine kostbare Erzstufen im silbernen und goldenen Schein, dort glänzte und funkelte es von Edelgestein, wie wenn der Sonnenstrahl sich im Thautropfen spiegelt. Und überall in den Klüften und Spalten saßen die Bergmännlein mit kummervollen Gesichtern, stumm, den Kopf auf die Hände gestützt. Kein Laut unterbrach die Stille des Berges, als das leise Knirschen des Fußtrittes auf dem weichen Sande und bald oben bald unten, bald rechts bald links das Rauschen der Aare. Endlich war das Ziel erreicht; Frau Gertrud stand in einer weiten hohen Halle, vom Lichte von tausend Edelsteinen wunderbar erhellt, von seltsam geformten Tropfsteinsäulen getragen; ihr Führer war verschwunden, und statt seiner stand vor ihr der Zwergenkönig im schimmernen Gewande, auf dem Haupt die goldene Krone, aus der ein riesiger Diamant wie eine Sonne strahlte. Sein Antlitz war jugendlich und schön; sein langer Bart glänzte wie Gold, aber auch sein Gesicht war trüb und kummervoll; stillschweigend faßte er Frau Gertrud bei der Hand und führte sie in ein klein Gemach; da lag auf kostbarem Bette ein bleiches Weibchen, die Königin der Zwerge in schwerem Weh, umgeben von rathlosen Dienerinnen. Mit dem erfahrenen Blicke einer Mutter sah Frau Gertrud gleich, was Noth that; sie stand der bleichen Zwergenkönigin bei in ihrer schweren Stunde; mit den Arzneien, die sie mitgebracht hatte, verstand sie das arme Bergweibchen zu stärken und zu kräftigen, und als sie nach ein paar Stunden das Gemach verließ, da schlief die Königin mit friedlichem Gesichte, und der König hielt strahlenden Gesichtes sein kaum baumengroßes Söhnlein im Arme. Draußen in der Halle aber tönte es leise von jubelnden

feinen Stimmen, die aus allen Gängen und Geflüsten des Gesteins herüberschallten wie fernes Glockengeläute, und alle die trüben Gesichter der Bergmännlein hatten sich mit einem Male erhellt und die klugen Augen blickten freudig dankbar zu Frau Gertruds freundlichem Gesichte herauf; die kleinen Gestalten drängten sich um ihre Füße, und küßten den Saum ihres Kleides. Und als der König aus dem Gemache in die Halle trat, da begrüßte ihn tausendstimmiger Jubelruf; der Bann, der die Zungen gefesselt hatte, war gelöst, die Zwergenkönigin gerettet und dem Zwergereich ein Erbe geboren. Zu Frau Gertrud aber sprach der König: Sei mir gegrüßt, Gertrud von Rothberg! in schwerer Stunde bist du meinem Weibe und mir beigestanden aus edelm Herzen ohne Furcht und Zagen; dafür wird dich und die Deinen der Segen Gottes geleiten und die Gunst der Bergmännlein dir folgen. Ich biete dir nicht Gold noch Edelgestein, dich zu belohnen; dich lohnt dein Herz und deines Kindes Glück. Nimm diesen Ring und wahre ihn als dein Heiligtum; er bringt dir und den Deinen Glück und Segen, so lange deine Enkel dein Gottvertrauen, dein reines Herz und deine Milde sich bewahren. Dir dankt das kleine Volk und wird dich schirmen und schützen; leb wohl mit Gott! Mit diesen Worten überreichte ihr der König einen seltsamen Goldreif, mit geheimnißvollen Zeichen geschmückt. Der Führer nahte sich wieder, und zurück ging es den langen Weg durch Gänge und Klüfte, an lachenden, jubelnden Bergmännlein vorbei, bis beim Morgengrauen Frau Gertrud wieder an ihres ruhig schlafenden Kindes Wiege stand, den Goldreif am Finger.

Von da an war das Glück auf dem Rothberge zu Hause. Der Knabe Burkhardt wuchs

zum stattlichen Manne empor, stark und tapfer wie sein Vater, milde und treu wie seine Mutter, gefürchtet von seinen Feinden, geliebt und geachtet von seinen Lehnsleuten und allen wackern Leuten Land auf Land ab, und als Frau Gertrud hochbetagt im Kreise ihrer Enkel die müden Augen schloß, da waren die Herren von Rothberg ein glücklich und geachtet Geschlecht, die Männer treu und tapfer, die Frauen mildherzig und rein. Wie Frau Gertrud den Zwergening hoch in Ehren gehalten hatte, so hielt ihn auch ihr Sohn und lange Jahre hindurch seine Nachkommen, bis endlich wieder ein Herr von Rothberg, durch böse Genossen verführt, den guten Pfad verließ, mit liederlichen Gefellen ein wüßt und gewaltthätig Leben führte, Gott lästerte und als wahrer Unhold sein schändlich Räuberwesen trieb. Da schwand Glück und Segen auf immer vom Rothberge; das feste Haus zerfiel, die Aecker verödeten, die Bäume trugen keine Frucht; die Kinder des wilden Rothberg, denen die Mutter früh gestorben war, verkümmerten wie Pflanzen ohne Licht und Wärme und starben eines nach dem andern dahin; und als endlich der entartete Nachkomme der wackeren Frau Gertrud im wüsten Spiele den Zwergening einsetzte und verlor, da ward er noch in derselben Nacht von seinen Spielgenossen erschlagen und der Ring verschwand auf Nimmerwiederkehr. Das Geschlecht erlosch, die Burg zerfiel und heute weist kaum noch ein Mäuerchen die Stelle, wo einst Frau Gertrud von Rothberg als Schloßherrin gelebt und gewirkt.

Der Großvater schwieg und stand auf. „Ach, wenn ich doch auch so einen Zwergening hätte,“ sagte mit halbem Seufzer die hübsche Enkelin Lisbeth, die halb als junge Bäuerin auf den Gerenhof ziehen wollte; „ich

fürchte mich fast vor meinem künftigen Haus und Hof und weiß nicht, ob ich's meinem Christen recht machen und auf dem Gerenhof als rechte Bäuerin walten kann! Ein Zwergenring wäre allweg kommod!" — „Meinst, du habest einen nöthig?" fragte der Großvater lächelnd und strich der Enkelin mit der Hand über das braune Haar; „du hast gehört, der Zwergenring half nur so lange, als Gottvertrauen, reines Herz und mildes Gemüth damit verbunden waren; nun, wer die dreie hat, wer reinen Herzens ist, der Armen und Kranken nicht vergißt und sein Vertrauen auf Gott setzt, dem fehlt es nicht, auch ohne Zwergenring. Und nun Gutenacht!"

Guter Ausweg.

Herr und Diener kamen ziemlich angetrunken nach Hause; im Vorzimmer sucht der Letztere das Feuerzeug, entdeckt es aber in Folge seiner innern Beleuchtung nicht. Der Herr ruft endlich ungeduldig: „Nun, Johann, warum zündest Du nicht an?" „Ach, Herr, ich finde die Streichhölzer nicht!" „Mach' Du jetzt nur Licht, nachher wollen wir die nichtsnutzigen Dinger schon finden."

Wörtlich befolgt.

Ein Rekrut, der auf die Wache zog, erhielt u. A. die Ordre, wenn ein Offizier komme, sogleich „in's Gewehr!" zu rufen. Als nun der Erste auf seiner Runde in die Nähe des Postens gelangte, nahm der Rekrut das Gewehr zwischen die Füße und schrie in den Lauf hinein: „Ein Offizier, ein Offizier!" — Er that das aber nur einmal.

Zerstreut.

Isaak Newton, der berühmte englische Naturforscher, hatte eine schöne Kaze, die ihm so lieb war, daß er ihr zur größeren Bequemlichkeit ein Loch in die Thüre seines Studierzimmers machen ließ. Die Kaze wirft mehrere Junge; eins wird behalten; da befehlt der große Gelehrte in allem Ernste, man solle für die junge Kaze, damit sie es so gut habe, wie die Mutter, neben dem großen Durchgange noch einen Kleinern anbringen.

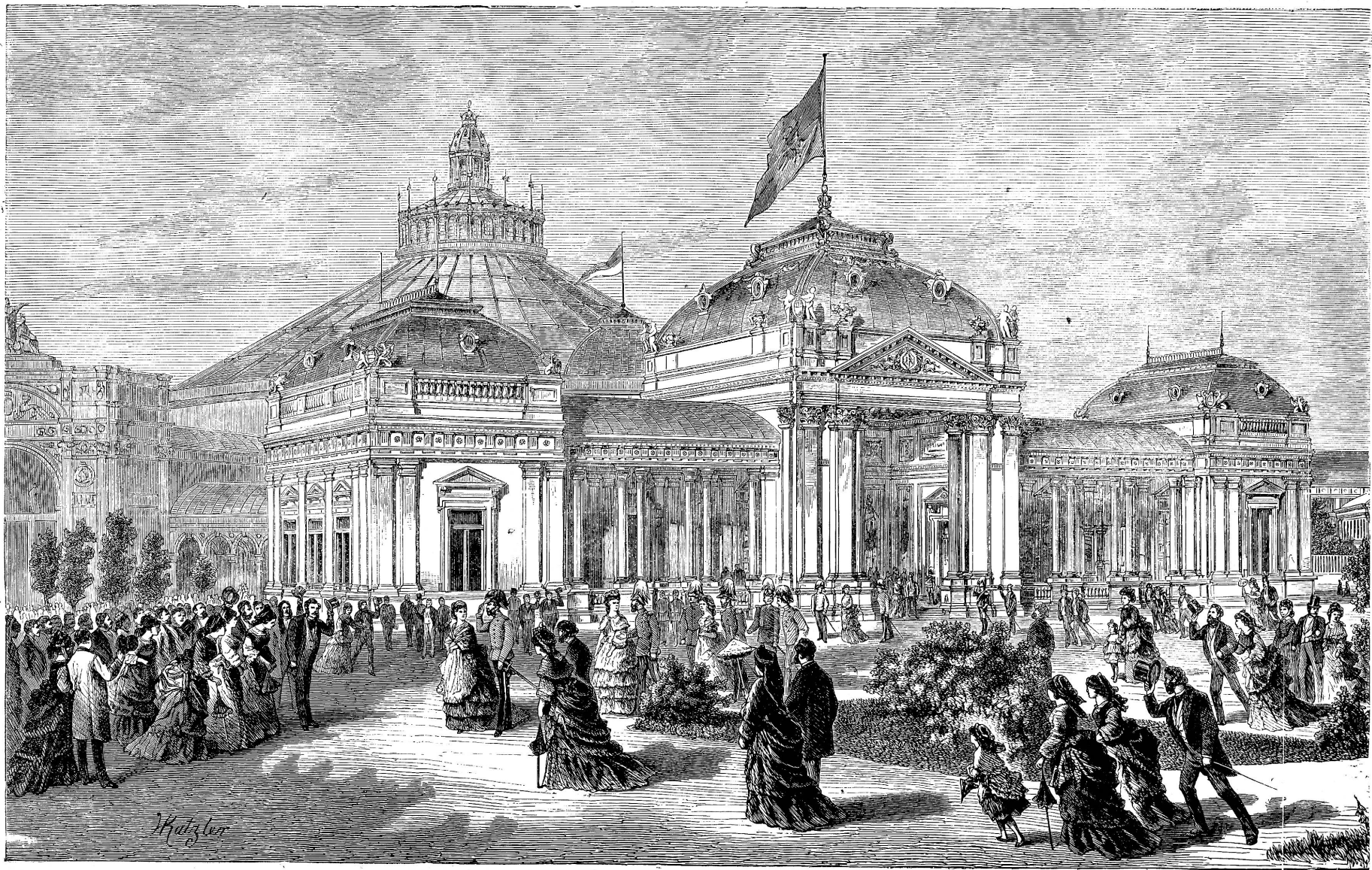
Bequeme Ausrede.

Ein kleiner Schlingel, der auf einem Gute Obst gestohlen, konnte sich vor dem Zorne des herbeieilenden Eigenthümers noch rechtzeitig flüchten. Da rief dieser, um ihn anzulocken, ganz freundlich: „Chum, los, Buebli, i wott d'r öppis säge." „Ja, mi Mutter het mir scho mänglich gseit, so chlyni Buebe, wie i eine sygi, bruchend Alles z'wüffe." Sprach's, verschwand und ward nicht mehr gesehen.

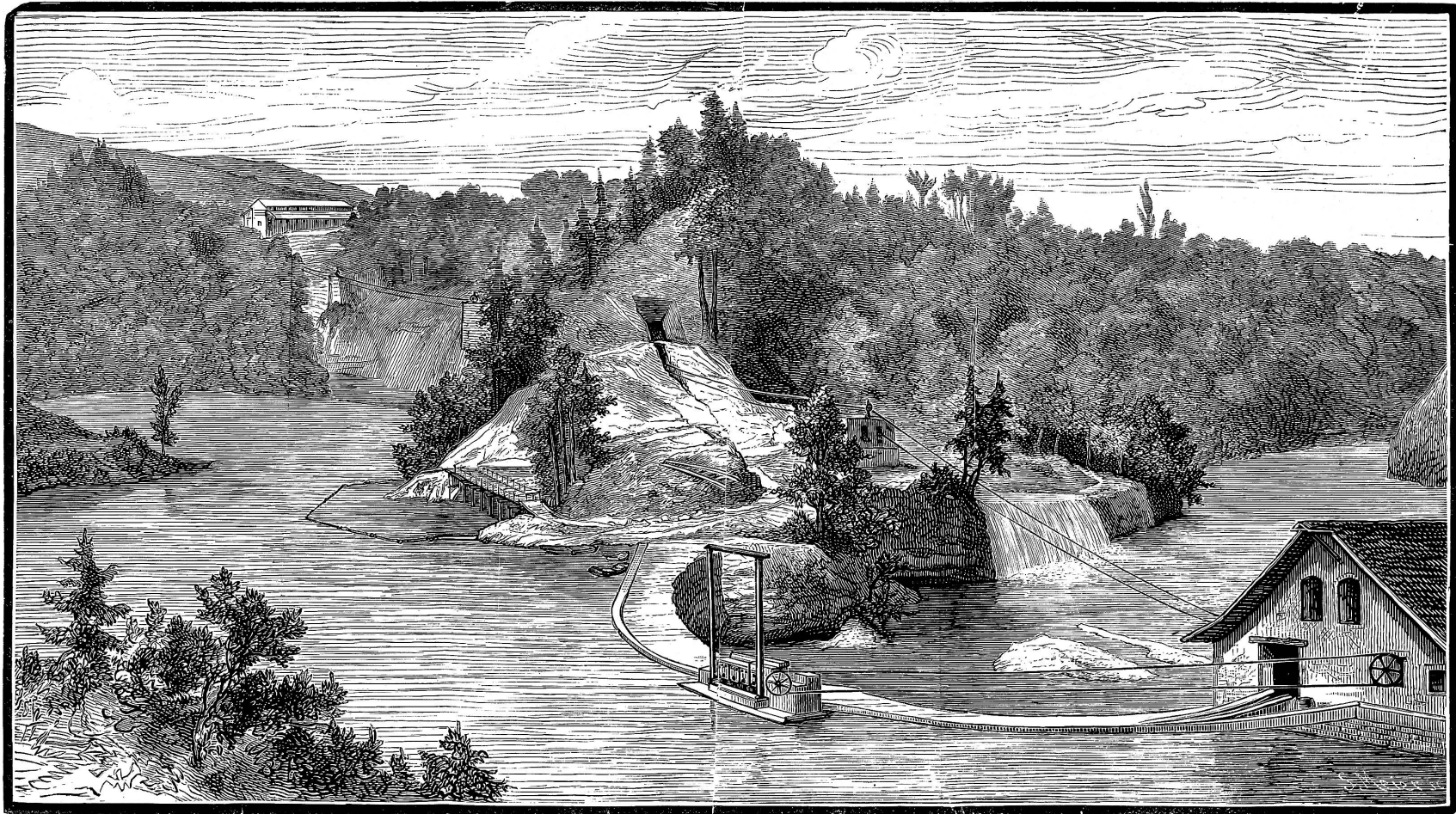
Heimbezahlt.

Ein junger übermüthiger Advokat wollte sich im Wirthshaus an einem armen alten Fischer reiben und fragte ihn, ob er auch das Sprüchwort kenne: „Fischer und Vogler und alte Lumpen." Da antwortete der Fischer, er kenne auch ein Sprüchlein, und das sei noch besser, als jenes, denn es reime sich doch, während seines ungereimt sei; — es sage nämlich:

„Krebse sieden sich roth,
Ein Kronthaler wiegt zwei Loth,
Und ein Advokat ist ein Schelm bis in Tod."



Die Weltansstellung in Wien.



Die Wasserwerke in Freiburg.

Die Weltausstellung in Wien 1873.

(Mit Abbildung.)

Es gibt in Europa einige Gegenden, die von der Vorsehung und von der Natur eigens dazu ausersehen zu sein scheinen, als Kampfplätze und Schlachtfelder zu dienen. So sind seit den ältesten Zeiten die Ebenen Belgiens und Sachsens, das böhmische Bergland und das Tiefland der Lombardie die Schlachtfelder gewesen, auf denen große Kriege in blutigen Schlachten ausgefochten wurden. Auch die Umgegend Wiens, der schönen Kaiserstadt an der Donau, ist seit alter Zeit ein solcher Kampfplatz der Völker gewesen und Abendland und Morgenland, Christen und Türken, Deutsche, Böhmen und Ungarn haben viel und oft vor den Mauern der Kaiserstadt gerungen; auf dem Marchfelde schlug König Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar, der Krone und Leben in der Schlacht ließ; vor Wiens Thoren glänzte der Halbmond der türkischen Sultane und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden bei Wien die Schlachten von Wagram und Aspern geschlagen.

Auch für das Jahr 1873 ist Wien zum Kampfplatz ausersehen worden, auf dem die Völker der Erde mit einander ringen; aber zu dem Kriege, der jetzt ausgefochten wird, brauchen sie weder Kanonen noch Kugelsprizen, weder Zündnadel noch Vetterli. Der Wienerkrieg des Jahres 1873 ist ein friedlicher Wettstreit in Kunst und Gewerbe und alle Völker der Erde, welche nicht noch immer ganz im Dunkeln stecken, nehmen daran Theil. Daß die Schweiz dabei nicht fehlen darf, versteht sich von selbst und der Bote hofft deshalb, wenn er seinen lieben Lesern etwas von diesem Wettstreit an der Weltausstellung in Wien berichtet, geneigtes Gehör zu finden.

Die Weltausstellungen sind nicht von Alters her bekannt und beliebt gewesen; in früherer Zeit als sich die Staaten und Völker scheu und ängstlich von einander abzusperrten suchten, so weit es möglich war, als man in jedem Fremden einen Feind sah und am liebsten um jedes Land eine hohe chinesische Mauer gezogen hätte, da konnte von einem solchen Schwinget der

Völker in Kunst und Gewerbe nicht die Rede sein. Die Weltausstellungen sind deshalb ziemlich neuen Datums und es ist erst etwa 20 Jahre her seit kurz nacheinander in London und Paris die beiden ersten eröffnet wurden. Die dritte im Jahr 1867 wurde in Paris unter der Regierung Napoleons III. veranstaltet und die Wienerausstellung von 1873, die am 1. Mai vom Kaiser Franz Joseph I. eröffnet wurde, ist die vierte. Wann und wo die fünfte stattfinden wird, ob in Berlin, Petersburg oder Rom, oder am Ende gar in Amerika in 3, 10 oder 20 Jahren ist schwer zu sagen. Eine Weltausstellung ist eben ein Werk des Friedens und kann nicht gedeihen, wenn Kriegswolken drohend am Himmel stehen und gerade jetzt scheint es, als ob uns die nächsten Jahre nicht ganz klares Wetter versprechen wollten. Zudem hat die Sache noch einen andern Haken und zwar einen großen: den Kostenpunkt. So eine Ausstellung ist ein köstlich Ding und die Stadt und der Staat, die sie veranstalten, müssen tief in den Beutel langen. Denn wenn auch dabei viel eingeht, dem Ausgeben kommen die Einnahmen doch nicht nach und ein paar Millionen kostet die Ehre, Ausstellungsstadt zu sein, zum allerwenigsten. Die Wienerausstellung hat sogar 17 Mill. Gulden, d. h. etwa 40 Millionen Franken gekostet und mehr als etwa die Hälfte dieser Summe wird durch die Einnahmen jedenfalls nicht gedeckt.

Vierzig Millionen Franken sind ein hübsches Stück Geld und dafür kann man schon etwas Rechtes hinstellen; etwas Rechtes ist denn auch das Wiener Weltausstellungsgebäude geworden, wenn man auch nicht wenig über seine Einrichtung klagen hört. Der Ausstellungspalast, nach den Plänen des englischen Ingenieurs Scot Russell erbaut, steht im N. O. der Stadt, in dem berühmten Park der Wiener, dem Prater, zwischen dem Donaukanal und der Donau. Durch einen schmalen Wasserarm, das Heustadelwasser, wird der Ausstellungspalast in zwei Hälften geschieden. Auf dem westlichen Ufer dieses Wassers erhebt sich der Palast wie ein König vom Gefolge, von einer Reihe kleinerer Bauten für Maschinen, Kunstwerke u. umgeben.

Das Hauptgebäude, aus Stein gebaut, mit Eisen gedeckt, gliedert sich in drei Theile: in der Mitte liegt eine weite viereckige Halle von einer ungeheuren Kuppel gekrönt, rechts und links davon dehnen sich zwei langgestreckte Hallen aus, die von je 5 Querflügeln durchschnitten werden und beiderseits wieder in eine rechteckige Halle auslaufen. Das Hauptschiff des Palastes ist 905 Meter, d. h. mehr als 3000 Schweizerfuß lang, und um dasselbe einfach zu durchgehen, ohne sich irgendwo aufzuhalten, braucht ein mittlerer Fußgänger gut 12 Minuten; die Breite beträgt 24, die Höhe 16 Meter. Die übrigen Galerien haben eine Länge von 75 Meter, sind 15 Meter breit und 11 Meter hoch. Was den ganzen Bau so stattlich und großartig macht, ist neben dem Aufbau aus Stein, der dem Palast das Gepräge der Festigkeit und Dauerhaftigkeit gibt, hauptsächlich die gewaltige Kuppel über der mittleren Halle, der Mittelpunkt und Glanzpunkt des ganzen Gebäudes; ihr Dach wird von 38 Säulen getragen; ihre Höhe beträgt 79 Meter, also 8 Meter mehr als die Höhe des Münsterthurmes zu Bern, ihre Spannweite 103 Meter, mehr als doppelt so viel als die Spannung des großen Bogens an der Nydeckerbrücke. Sämmtliche Räume erhalten ihr Licht durch Seitenfenster, welche dicht aneinander die obere Hälfte der Wände einnehmen. Trotz dieser Menge von Fenstern aber wird nicht mit Unrecht von den Ausstellern darüber geklagt, daß im Palast zu wenig Licht sei und gerade in der mittleren Halle unter der Kuppel ist es sogar am hellsten Sonnentage halbdämmerig wie in einer großen Kirche. — Die Anordnung der Länder im Gebäude ist geographisch; von Westen nach Osten reiht sich Land an Land, Welttheil an Welttheil; beim Westportal betritt man Amerika, dann folgen England, Spanien und Portugal, Frankreich, die Schweiz, Holland und Belgien, Dänemark, Norwegen und Schweden und endlich das deutsche Reich westlich von der Rotunde; östlich folgt Oesterreich mit Ungarn, Rußland, die Türkei, Egypten, Griechenland und die asiatischen Reiche bis zu den fernen Ländern der Sonne: Siam, China und Japan. Es ist schade, daß man diese geo-

graphische Einteilung nicht wie bei der Pariser Ausstellung mit der Einteilung nach der Art der Gegenstände verbunden hat. Mit Ausnahme der Gemälde und der Maschinen sind alle Ausstellungsgegenstände durch den ganzen Palast den Ländern nach zerstreut und erschweren dadurch eine gehörige Vergleichung und Beurtheilung.

Rings um das Hauptgebäude reihen sich die Bauten für einzelne bestimmte Zweige der Ausstellung, die Maschinenhalle, die Kunstausstellung, die landwirthschaftliche Ausstellung und in bunter Reihe die Cafés und Speisewirthschaften der verschiedenen Völker, welche die Ausstellung besichtigt haben. Da, lieber Leser, magst du es dir wohl sein lassen, wenn du nämlich einen ordentlichen Hunger und Durst und einen reichlich gespickten Beutel nach Wien mitgenommen hast. Es wird dir nur die Auswahl schwer werden. Willst du lieber zu den Japanesen, um dort Regenwürmer an der Sauce zu verzehren, oder zu den Türken, um ächt türkischen Kaffee zu schlürfen? gelüftest dich zu den Indianern oder Egyptern? oder willst du lieber probiren was dir Oesterreich bietet? Da ist das siebenbürgische Bauernhaus, dort die ungarische Weinschenke, hier schenkt man Kärtnerbier, dort ächtes Wiener! Oder willst du lieber heim in die Schweiz? Da brauchst du nicht weit zu gehen! sieh', da ist Bosphards Café, da laß dich bedienen von den hübschen Landsmänninnen in Berner-, Unterwaldner- und Zürchertracht. Du siehst, lieber Leser, für Speise und Trank ist redlich gesorgt bei der Ausstellung und zu verhungern oder zu verdursten brauchst du nicht zu fürchten. Man sagt den Wienern nach, sie seien keine Kenner von etwas Gutem, an der Ausstellung haben sie das glänzend bewiesen. Und wem die Augen müde geworden sind von dem bunten Gewirr der ausgestellten Erzeugnisse der Länder, wer für den Augenblick genug hat von Maschinen und Gewerben, Uhren und Bijouterien, Kanonen und Werkzeugen, der kann seine Augen am Gewühle der Menschen aus aller Herren Länder sich ergötzen lassen, das bunt und wechselnd in und um den Palast wogt. In Wien berühren sich

Abendland und Morgenland und Türken, Egyptianer, Perser, Japanesen, ja sogar Mongolen und Lappen drängen sich in ihren seltsamen Trachten im Schwarm der Ausstellungsgäste. — Oesterreich selbst stellt zu diesem Theil der Ausstellung, der für manchen Besucher vielleicht nicht der wenigst interessante ist, ebenfalls sein Contingent, denn alle die zahlreichen Völkerschaften, die zusammen den buntscheckigen Kaiser- und Königsstaat ausmachen, sind in Wien vertreten, vom Tyroler bis zum Wallachen, vom Böhmen bis zum Ungarn.

Willst du nun mit dem Voten den langen Weg durch alle Räume der Ausstellung machen, lieber Leser? Er nimmt dich gerne mit; vorher sollte er wissen, was dich am meisten freut und interessirt; ob es die Maschinen sind, die in der weiten Maschinenhalle durch Dampf und Wasser in Bewegung gebracht werden, ob es die kostbaren Gewebe und Stoffe sind, oder die physikalischen und mathematischen Instrumente, ob Werke des Friedens oder Werkzeuge des Kriegs, ob du mehr an der Kunstausstellung Freude hast, oder an der landwirthschaftlichen. Dem Einen gefällt eben dies, dem Andern jenes; allen es zu brechen, ist kaum möglich, und muß denn der Vote darauf verzichten, dir Alles zu zeigen, er brauchte ohnehin dazu mehr Platz, als der ganze Kalender darbietet und dann wäre er erst noch nicht am Ende. Nur zuerst will er dir noch melden, daß unsere liebe Schweiz sich auch dießmal wacker gehalten hat. Man hat zwar im Anfang der Ausstellung etwas zu stark in's große Horn gestoßen und gerühmt, wie die Schweiz allen andern voraus sei und oben aus schwinde. Das ist nun nicht so und die Ausstellung hat vielmehr bewiesen, daß wir noch in vielen Dingen vom Ausland lernen können und sollen und zum lernen haben ja auch der Bund und die Kantone die Leute, denen ein Beitrag an die Reisekosten zugesprochen war, nach Wien geschickt. — Aber immerhin war die Ausstellung der Schweiz, so bescheiden sie auch aussah, eine gediegene, und hat unserem Ländchen Ehre gemacht; die Erzeugnisse unserer Kunst und Industrie, die Baumwollen- und Seidenstoffe, die Uhren und In-

strumente, die Maschinen aller Art, die Strohflechtereien, die Käse u. haben ihren alten Ruf bewahrt und von den Ehrenmeldungen, Medaillen und Diplomen des Preisgerichtes werden wohl verhältnißmäßig viele auf die Schweiz fallen.

In einem Punkt aber hat jedenfalls unser Land den meisten andern den Rang abgelassen: Als am 1. Mai 1873 der Kaiser Franz Joseph, umgeben von seinen fürstlichen Gästen und seinem glänzenden Hofstaat, in der reichgeschmückten Rotunde die Ausstellung eröffnete, da hatte er seinen Gästen in den meisten Abtheilungen nichts weiter zu zeigen als — unausgepackte Kisten und Kasten. Es war eben noch nichts fertig. In der schweizerischen Abtheilung aber und in einigen andern, da sah es anders aus; da war Ordnung und Plan darin und die Schweiz stand fix und fertig da, während bei andern Staaten kaum das Auspacken angefangen hatte. Der Schweiz gebührt also der Ruhm, zur rechten Zeit fertig gewesen zu sein, und dieser ist heutzutage kein kleiner.

In der Kinderlehre.

Pfarrer: Was für ein Unterschied ist zwischen Gott und mir?

Knabe: Gott ist dreifältig und der Herr Pfarrer einfältig.

Mastviehauktion.

Montags den 22. März Vormittags 11 Uhr sollen hier am Orte von dem hiesigen Gemeinderathe 25 Stück fette Mastochsen öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden, und werden unterzeichnete in eigener Person mit dabei sein.

Dummsdorf den 3. März 18..

Der Gemeinderath.

Appetitlich.

Gast in einer starkbesuchten Wirthschaft: Züsi, was stinkt e so bin ech?

Züsi: S'isch nume der Abtritt.

„Was heit d'r Schwynigs?“ fragte in einem Wirthshaus in der Nähe der Stadt Bern ein Gast. „Mir hei Rüppeli und Haneli,“ antwortete die Kellnerin.

Guter Trost.

Bauer: „Gnaden, Herr Staatsanwalt, ich muß Ihre Hilfe in Anspruch nehmen; unser Wirthssohn, der Toni, hat mir mit Todtschlagen gedroht; bitte, bestrafen Sie ihn!“

Staatsanwalt: „Ja, da kann ich nicht helfen; es ist ja noch nicht so weit gekommen; — sollte aber der Fall eintreten, dann wollen wir schon Rath schaffen.“

Muthmaßliche Hülfe.

Hausfrau: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, das Brod in der Speisekammer vor den Mäusen zu bewahren!“

Küchin: „Wissen Sie was, probiren wir es einmal und legen ein Pfund Speck daneben, vielleicht lassen sie das Brod liegen.“

Gut getroffen.

An einer Appenzeller Landsgemeinde war u. A. auch der Landesfährndrich oder Landesweibel, welcher Diebe u. dgl. Leute aus dem Gefängnisse vor Gericht zu führen hat, neu zu wählen. Da drängte sich ein kleines, un-

scheinbares Mannli hervor und meldete sich der Sitte gemäß auf der Estrade zur Uebernahme der Stelle. Der Landammann, ein großer stattlicher Mann, fragt ihn spöttlich: „Ja, du Kline, wie wettisch du o d'Schelme möge bha?“ „D hää' nume nit Kummer,“ antwortete der Kleine, „es sy drum nit alli so groß wie du.“

Gutmüthiges Ehepaar.

„Mis liebs; guts Mannli, aber hüt chunst du mir e mal spät hei! 'Sist ja scho halbi drü!“ „Ja, aber was macht dir de das, liebs Fraueli? lueg, wen i daheime bliebe wär, so wär es jek eineweg halbi drü!“

Die Freiburger Wasserwerke.

(Mit Abbildung.)

Die Städte Freiburg und Bern sind so zu sagen Geschwister; sie liegen beide in ähnlicher Umgebung auf Halbinseln, die fast ringsum von tief eingegrabenen Flüssen, der Saane und der Aare umschlossen werden; beide sind im Uechtlande, dem ehemals öden und wüsten Landstrich, der die Alemannen von den Burgundern trennte. Es war vor Zeiten ein böß Wohnen in dem Lande; in zweier Feinde Mitte haust es sich so schlecht, wie zwischen Hammer und Ambos; drum wollte sich lange niemand im öden Grenzstrich ansiedeln und frei, von Menschen ungestört, schweiften der Hirsch und der Eber, der Urochs und der Bär im Lande zwischen der Reuß und den sonnigen Seen der Westschweiz umher. Wer sich hinaus wagte in's wilde Land, war gewöhnlich einer, der nicht viel zu verlieren, Alles zu gewinnen hatte; mancher Verfolgte und Geächtete mag damals im dichten Wald seine Zuflucht gefunden und lieber mit Bär und Urochs als mit seinen Mitmenschen gehaust haben. Sie und da auf einem steilen Hügel oder mitten im

Sumpf, am Fluß oder auf dem Felsen ward etwa ein festes Haus gebaut, erstand ein Nösterlein und um dieselben scharten sich wie Ruchlein um die Henne ein paar Hütten armer Leute, die vom Herrn oder vom Abt Schutz hofften. Eine neue Zeit für das Nectland brach an, als die Herzoge von Böhren vom Kaiser mit der Vogtei über Helvetien belehnt wurden. Sie waren tüchtige unternehmende Fürsten und sorgten für das Land als wahre Landesväter; sie rodeten den dichten Wald im Nectlande, bauten hie und da eine feste Burg oder ein Städtchen, den Bauern zum Schutz, dem Raubgesindel zum Trutz, das sich nach und nach wie Falk und Geyer auf jedem Felsen angenistet hatte. In Burgdorf an der Emme stand eine ihrer Hauptburgen, auf einer steilen Halbinsel an der Saane erbaute Berthold IV. die Stadt Freiburg im Jahre 1178 und zwischen beiden, fast Mitte Weges, legte sein Nachfolger, Berthold V., den Grundstein zur Stadt Bern, damit ihm auf dem weiten Wege von Burgdorf bis Freiburg, den wir heute in zwei Stunden zurücklegen, eine feste sichere Zwischenstation für die Reise, die damals wenigstens zwei Tage dauerte, geboten sei. Es war im Jahre 1191, als Bern gegründet wurde; es ist also die jüngere Schwester Freiburgs, durch Geschichte und Verhältnisse eng mit diesem verbunden. Aber wie es so geht, die beiden Schwestern konnten es nicht zum Besten miteinander; sie zankten und stritten sich gewaltig und gingen oft recht unsanft, wie es sich für sittsame Mägdelein, geschweige denn für Schwestern gar nicht schickt, mit einander um. Wollte die Eine hüß, flugs wollte die Andere hott; machte die Eine dem Grafen von Savoyen schöne Augen, so liebäugelte die Andere mit denen von Kyburg und von Habsburg und manchesmal haben die beiden Schwestern sich die Köpfe gegenseitig blutig geschlagen und besonders Laupen weiß viel von ihrem bösen Streit zu berichten. Das ging so lange Zeit, bis endlich die beiden Schwestern einsahen, das Zanken und Streiten trage nichts ab und wenn man einmal so nahe bei einander sein müsse, sei es besser im Frieden zu leben; und im Frieden haben sie denn auch mit einander

gelebt seit ungefähr 400 Jahren, einige kleine Nectereien abgerechnet.

Es ist den Schwestern recht ungleich gegangen, trotz gleicher Lage und Verhältnissen. Die eine an der Aare wurde immer größer und stattlicher, reicher und mächtiger; der andern an der Saane wollte es nicht recht gerathen, sie blieb zurück und wenn sie auch nicht hinderzi kam, machte sie doch auch nicht fürders. Man will wissen, sie habe eben immer gar schlechte Rathgeber gehabt in langen schwarzen Mäcken und die hätten mehr auf ihren eigenen Profit gesehen, als auf den Nutzen der Schwester an der Saane, ja sogar ihre beste Habe weit weg in's Ausland nach Rom geschleppt.

Mag sein, daß man damit nicht Unrecht hat. Sei das nun wie es will, so viel ist sicher, daß die Stadt an der Saane hinter der an der Aare zurückblieb. Gerade reich ist zwar diese auch nicht geworden, aber sie ward doch stark und geachtet und wußte sich Respect zu verschaffen, während Freiburg vor lauter römischer Herrlichkeit nie recht zu Gedeihen kam.

Das Alles soll nun auf einmal anders werden; der Unternehmungsgeist, den man in Freiburg schon längst selig entschlafen glaubte, regt sich an der Saane wieder mächtig; aus einem halbvergessenen Hauptstädtchen soll Freiburg zu einem Mittelpunkt der Industrie werden und die Zauberin, die all' das mit einem Schläge in's Werk setzen soll und wird, ist die Saane mit ihren Wasserwerken. Bern mag sich nur in Acht nehmen, daß es von Freiburg nicht überflügelt wird; die schläfrige Schwester an der Saane ist wach geworden und reckt die Glieder mächtig und weit!

Die Stadt Freiburg liegt, wie oben angedeutet, auf einer Sandsteinhalbinsel, die auf drei Seiten von der Saane umschlossen wird. Oben auf der Halbinsel liegt der vornehmere, französische Theil, unten im Thale der deutsche Theil der Stadt. Unten führen drei Brücken, oben die berühmte Drahtbrücke über den Fluß. Die Saane ist ein wildes Bergwasser, das vom Sanetsch herkommend, das Berner-Saenenland, das Waadtländer-Oberland und den größten Theil des Kantons Freiburg durchfließt. Sie

hat sich auf ihrem Laufe tief eingeschnitten und bildet um Freiburg eine tiefe Schlucht. Wie bei allen Bergwässern, ist ihre Wasserkraft eine sehr unregelmäßige; im Hochsommer durchfließt der Fluß als schmaler Wasserfaden ein sandiges und kiesiges Bett, im Spätherbst und Frühjahr wälzt es sich oft als verheerender Strom zu Thale. Es galt um die Wasserkraft der Industrie nutzbar zu machen, sie zu regliren, und dazu sollte nach den Plänen des Ingenieurs Ritter ein künstlicher See angelegt werden. Der Plan war kühn, aber vielversprechend; das Geld fand sich zusammen und heute ist das Werk, von dem der Bote seinen Lesern ein Bild bringt, sozusagen vollendet.

Quer über die Saane wurde in den Jahren 1870 bis 1872 ein mächtiger Damm oder eine Schwelle aus Cement gezogen in einer Länge von 180 Meter mit 12 Meter Höhe über dem Wasserspiegel und 21 Meter vom Fundament aus gerechnet. Durch diesen Damm werden die Wasser der Saane zum See Perolles angesammelt, der $\frac{3}{4}$ Stunden lang, 180 Meter breit ist. Dieser See, dem leider die Anschwemmungen der Saane keine lange Dauer versprechen, bildet mit seinen steilen Felsenufeln und den mächtigen Buchen- und Tannenwäldern, die seine Hügel krönen, einen Hauptschmuck der Umgebung Freiburgs. Zu oberst am See liegt eine Anstalt für künstliche Fischzucht, welche die fast entvölkerten Bäche und Flüsse des Kantons wieder mit Forellen bevölkern soll. Bis zu dieser Anstalt wird das Holz der Wälder im Thale der Saane, deren Ausbeutung ebenfalls der Gesellschaft der Wasserwerke verliehen ist heruntergeschwemmt und von dort durch eine Drahtseilbahn zur großen Säge von Perolles geführt. Diese Säge und ihre Bahn, sowie eine Waagonfabrik, eine Gießerei und Maschinenwerkstatt, eine Papierfabrik und eine Fabrik chemischen Düngers werden durch die der Saane abgewonnene Wasserkraft in Bewegung gesetzt und mit all' diesen Fabriken ist die Kraft noch lange nicht erschöpft, sie reicht noch vollkommen aus, um das projektierte große Reservoir zu speisen und damit das Wasser in alle Häuser der Stadt zu leiten und um so andere Fabriken zu bewegen.

Diese ungeheure Kraft, die 2600 bis 4000 Pferdekkräfte repräsentirt, wird der Saane mit Hülfe mehrerer Turbinen abgenommen, da aber an der Stelle, wo die Turbinen stehen, das Ufer für Verwendung der Wasserkraft nicht Raum bietet, hat man 600 Pferdekkräfte durch zwei ungeheure Drahtseile, jedes von 765 Meter Länge nach dem Plateau von Perolles hinübergeleitet, wo alle die oben erwähnten Fabriken stehen. Die Ueberleitung, in der Sprache der Ingenieure die Transmission, geht vom Turbinenhaus in gerader Richtung über die Saane, beim zweiten Stützpfiler theilt sich die Linie, die eine führt auf massiven thurmartigen Steinpfilern zur Gießerei und zur chemischen Fabrik, die andere dem Abhang nach zur Säge. Ein besonderer Zweig der Eisenbahn verbindet alle diese Anstalten mit dem Bahnhof.

Manches von dem, was der Bote als schon fertig bezeichnet hat, ist allerdings heute, da er diese Zeilen niederschreibt, noch im Werden, aber bis zum neuen Jahre wird wohl so ziemlich Alles unter Dach und Fach sein; die Hauptsachen sind da, der Damm und der See, die Turbinen und die Transmission, die Wasserkraft und endlich der Unternehmungsgeist, der in der alten Bähringerstadt an der Saane nach langem Schlafe plötzlich wieder sich zu regen angefangen hat und verspricht aus der öden, schläfrigen Stadt eine reiche blühende Industriestadt zu machen.

Das Telegraphennetz der Erde.

In einer neulichen Sitzung der geographischen Gesellschaft in Paris wurde ein höchst interessantes Bild von dem über die Erde ausgespannten Telegraphennetz entrollt. Es kann füglich als „das Nervensystem im Leben des Erdballes“ bezeichnet werden. Der Gedanke und der Wille des Menschen pflanzen eine augenblickliche Bewegung bis in die

entlegensten Gegenden und bis auf die Inseln der Antipoden fort, deren Namen kaum seit einigen Jahren bekannt sind. 213 unterseeische Kabel, erst seit 6 Jahren eingesenkt, haben bereits eine Länge von 20,000 Kilometern (die Schweizerstunde hat $4\frac{4}{5}$ Kilometer). In Europa messen die Luftlinien 270,000 Kilometer, und die Drähte, aus welchen dieselben bestehen, 700,000 Kilometer, d. i. zweimal die Entfernung von der Erde zum Mond. Den ganzen Erdkreis umspannen Drähte in einer Ausdehnung von wenigstens 2 Millionen Kilometern; aneinander gereiht würden sie hinreichen, um fünfzigmal den ganzen Umkreis der Erde zu umspannen. Gegenwärtig korrespondirt Frankreich direkt mit Nordamerika und San Francisco, China und Japan, Indien und Australien. Binnen Kurzem werden unterseeische Kabel Europa direkt mit Brasilien, dem Cap der guten Hoffnung, mit Madagaskar, Neu-Seeland und den Inseln des großen Oceans verbinden.

Man erinnert sich der ungeheuren Arbeit bei der Einsenkung des ersten großen unterseeischen Kabels, welches den alten mit dem neuen Continent verbinden sollte. Es bedurfte eines Zeitraumes von 9 Jahren (1857 bis 1865) und wiederholter, von den Engländern und Amerikanern mit unvergleichlicher Energie durchgeführter Versuche, bis die Verbindung definitiv gelungen war. Seit dem Monat Juli 1866 ist die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika nicht mehr unterbrochen worden.

Nachdem sie Europa und Amerika verbunden hatten, ließen es sich die Engländer angelegen sein, die telegraphische Verbindung auf ihren Colonien in Indien und Australien herzustellen. Diesen Zweck hat eine Linie,

die von Falmouth über Cap Finisterre nach Lissabon, von da nach Gibraltar und Malta läuft, wo die Depeschen nach West-Europa über Italien und Sicilien und von Afrika vermittelt eines von Bona gelegten Kabels einlangen. Von Malta laufen zwei Kabel nach Alexandrien, von wo die Linie über Suez durch das Rothe Meer nach Aden und von da nach Bombay geht. Von Bombay nach Madras bedienen sich die Depeschen der Linie der indischen Regierung. Von Madras geht ein neues Kabel bis nach Penang und Singapore, dann nordöstlich nach Saigon und Hong-Kong, während ein anderes Kabel in südöstlicher Richtung nach Batavia geht. Die Linie durchschneidet die Insel Java ihrer Länge nach, um auf's Neue in's Meer zu tauchen und über die Insel Timor nach Darwin an der Nordküste des australischen Continents zu laufen und durchschneidet Australien bis Adelaide an der Südküste um bei Melbourne zu enden. Die ganze Linie zwischen London und Adelaide umfaßt eine Strecke von 35,852 Kilometern, wovon 28,000 Kilometer unterseeisch. Ueberdies vereinigen sich in Bombay mit der Hauptlinie drei große Linien, die von England ausgehen und Europa durchschneiden.

Rußland ist mit der Betheiligung an dem telegraphischen Weltverkehr nicht im Rückstand geblieben. Bereits 1862 stand St. Petersburg in Correspondenz mit Kasan, welches seitdem Ausgangspunkt einer Linie wurde, die Sibirien durchschneidend bis Kiachta an der chinesischen Grenze und von da nach Alexanderowsk geht. Diese Linie wurde im Jahr 1871 fortgesetzt bis Nangasaki in Japan, Shanghai und Hong-Kong. Gegenwärtig kann eine Depesche von London abgehen

und dahin zurückkehren über den Atlantischen Ocean, das Mittelmeer, das Rothe Meer, Indien, China, Sibirien und Rußland. In derselben Lage wird sich Paris befinden, nachdem die beiden Küsten des Stillen Oceans durch ein Kabel verbunden sein werden, durch ein Kabel von San Francisco nach den Sandwich-Inseln mit nördlicher Abzweigung nach Japan und Sibirien, mit südlicher nach Australien über Neu-Caledonien. Die Nordamerikaner werden sicherlich dieses Unternehmen durchführen, weil es ihre direkte Verbindung mit China sichert.

Der Gotthardtunnel.

(Mit 3 Abbildungen).

Lieber Leser! Das Sprichwort sagt: „Alle Wege führen nach Rom“ und es wird wohl Recht haben, da ja bekanntlich die Erde rund ist. Aber es gibt doch nähere und weitere Wege und für uns Leute der Mittelschweiz ist seit Jahrhunderten der Weg über den St. Gotthard der kürzeste und beste. Wo der St. Gotthard liegt, das zeigt uns jede Landkarte. Es ist ein breiter mächtiger Gebirgskopf, von dem aus nach allen Seiten gewaltige schneebedeckte Ketten auslaufen; gegen Abend die Berner- und die Walliser Alpen, gegen Morgen die Glarner- und die Bündner Alpen; gegen Mittag liegen die Gebirge des Tessin, gegen Mitternacht erstreckt sich links und rechts von hohen Ketten eingefasst, das Thal der Reuß. Viele der wichtigsten Gewässer der Schweiz und Europa's haben ihre Quellen in den Gletschern der Gotthardgruppe: die Rhone kommt vom Rhonegletscher an der

Furkastraße, der Rhein entspringt am Badus; nach Mitternacht fließt in wilden Sprüngen die Reuß, um durch Aare und Rhein der Nordsee zugeführt zu werden, nach Mittag der Tessin, der mit dem Po dem adriatischen Meere seine Wasser bringt. So bildet der Sankt Gotthard den Mittelpunkt des schweizerischen Alpengebietes und die Wasserscheide unserer Flüsse. Man sagt von ihm, man höre seinen Namen immer nennen, ohne den Berg selbst zu sehen und wirklich ist er kein einzelner Gipfel, sondern eine ganze Gipfelgruppe und nur der Sattel, der den Westen dieser Gruppe vom Osten trennt, führt eigentlich den Namen des heiligen Gotthard.

So kurz und bequem uns heute der Gotthardpaß als nächster Weg nach Rom und zum sonnigen Italien erscheint, so ist er doch so zu sagen ein neuer Paß. Während die Heere der römischen Kaiser und der deutschen Könige seit bald 2000 Jahren über Septimer, Julier und Splügen hin- und hergezogen sind, ist der St. Gotthard erst seit sechs Jahrhunderten zur Heerstraße für den Verkehr zwischen Deutschland und Italien geworden. Der Grund dieser scheinbaren Vernachlässigung ist ein sehr einfacher. Da wo jetzt die Gotthardstraße zum Theil in den harten Fels eingehauen über kühne Brücken und durch finstere Tunnel vom eigentlichen Uri in's Urserenthal hinüberführt, da war früher nichts als eine milde Felsenspalte, von der brausenden tobenden Reuß ausgewaschen und ausgefüllt und der Wanderer der hier nach Italien hinüber wollte, hatte deshalb zwei Berge zu überschreiten, den heutigen Bözberg auf dem linken oder den Güttsch auf dem rechten Ufer der Reuß und dann erst den eigentlichen Gotthard, der seinen Namen von einer dem heiligen Gotthard, Bischof von Hildesheim, zu

Ehren auf der Pashöhe erbauten Kapelle führt.

Erst nach und nach, als der rauhe Pfad der Gebirgsbewohner verbessert und geebnet war, fingen die italienischen und deutschen Pilger und Kaufleute an, den Gotthard als ihren kürzesten

bis endlich am Anfang des vorigen Jahrhunderts das Urnerloch, der erste Gotthardtunnel, durch den harten Fels gebohrt und dadurch der gefährliche Steg überflüssig gemacht wurde.

Von der Zeit an war der St. Gotthard



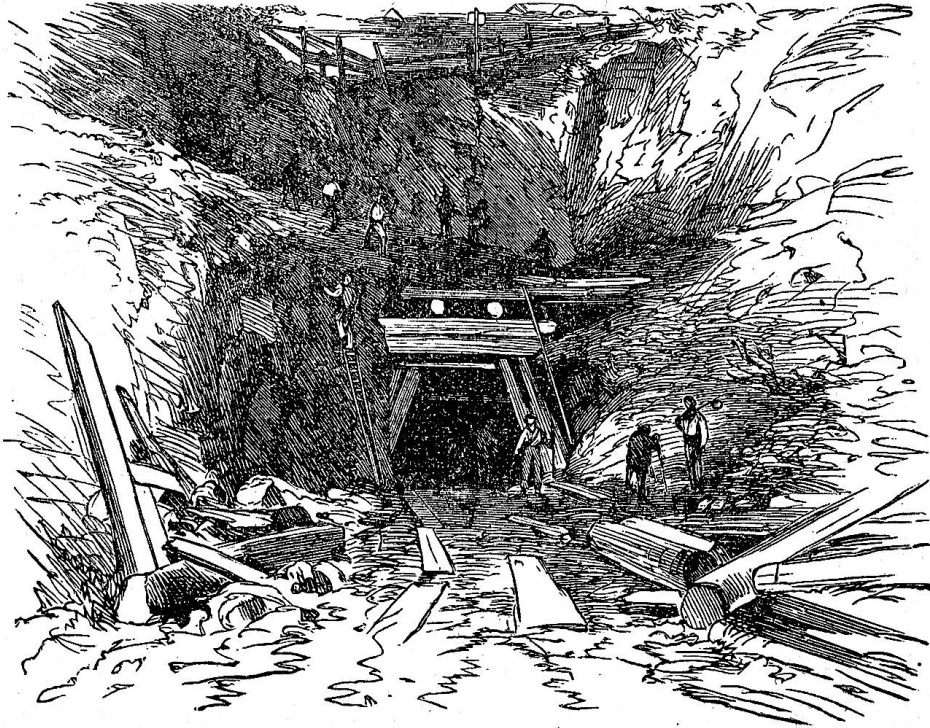
Ansicht von Göschenen.

Weg zu benutzen. In den Felsen des Reußbettes wurde dem tobenden Flusse entlang der Saumweg eingehauen, die Teufelsbrücke spannte ihren Bogen kühn über das wilde Wasser und jenseits ward „die stäubende Brücke“, ein Holzsteg in Ketten über der Reuß aufgehängt,

der wichtigste Alpenübergang; freilich war er nur ein Saumweg, aber fahrbare Straßen waren damals noch nicht so häufig wie jetzt, wo im Kanton Bern bald jedes Bergdorf zu Ross und zu Wagen erreicht werden kann. Als aber 1807 von Napoleon I. die Sim-

plonstraße für Kanonen und Wagen geöffnet wurde, einige Jahre später im Osten die Bernhardin- und Solügenstraße erbaut wurden, da drohte dem St. Gotthard-Saumweg die Gefahr, von den neuen Fahrstraßen überflügelt und vom Verkehr abgeschnitten zu werden. Der Verkehr über den St. Gotthard war aber für die Kantone Uri und Tessin eine Lebensfrage und so entschlossen

des Vierwaldstättersee's zieht sie sich durch grüne Wiesen und Obstgärten der brausenden Reuß entgegen, langsam empor bis Göschenen. Nach Göschenen beginnt die finstere Fessenschlucht der Schöllenen; über die Teufelsbrücke und durch das Urnerloch führt die Straße weiter in's grüne Alpenthäl Urseren und von da aus in weiten Windungen hinauf zum einsamen Hospiz, das auf der Höhe



Nordeingang des Tunnels.

sich denn beide Landschaften im Jahr 1820 dazu, auch den Gotthard-Saumweg fahrbar zu machen; dieser Entschluß wurde von 1820—1832 ausgeführt, und nun war die Straße wieder der Hauptweg für den Verkehr nach Italien.

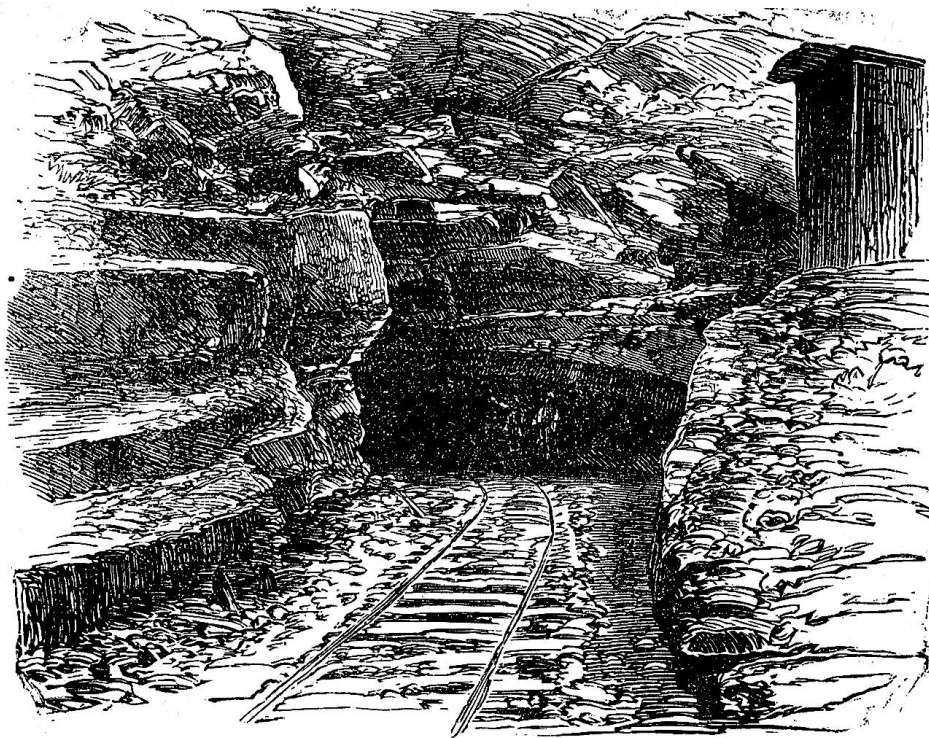
Sie ist schön, diese Straße, und kaum bietet ein anderer fahrbarer Paß so großartige Landschaften. Von den Felsenauern

des Passes steht. In 46 Rehren senkt sie sich dann hinab in's wilde Tremolathal, durchzieht das Vivinenthal und die kastaniengeschmückte Riviera bis sie endlich am prächtigen Langensee das Flachland erreicht.

Es ist der Gotthardstraße gut, daß sie so schön ist, und daß sie deshalb, wenn auch nicht den großen Handelsverkehr, so doch den Touristenverkehr behalten wird; denn in näch-

ster Nähe, ja im eigenen Lande ist ihr ein mächtiger Nebenbuhler entstanden, der Gotthardtunnel, der in wenigen Jahren der Lokomotive geöffnet werden soll. So schön und so gut die Gotthardstraße ist, so kann sie doch dem immer wachsenden Verkehr zwischen den Ländern nördlich und südlich der Alpen nicht mehr genügen; an die Stelle der

Wallis wünschten die Bahn über den Simplon hinauf nach Italien zu führen; die Ostschweizer redeten einer Lukmanier-, später einer Splügenbahn das Wort. Die mittleren Kantone von Bern an bis nach Thurgau herüber, entschlossen sich für die mittelste und kürzeste Linie, über den Sanct Gotthard. Da aber die Kosten dieser Linie



Südeingang des Tunnels.

Lastwagen muß der Eisenbahnwaggon, an die Stelle der Zugpferde der eiserne Kohli treten. Besonders in den letzten Jahren, seitdem Oesterreich und Frankreich 3 Alpenbahnen besitzen, den Semmering und den Brenner im Osten, den Mont Cenis im Westen, machte sich das Bedürfnis nach einer neutralen, schweizerischen Bahn fühlbar. Verschiedene Projekte tauchten auf; die Welsch-Schweizer und das

die Kräfte der kleinen Schweiz übersteigen, so sah man sich nach Hülfe im Ausland um; für die Simplonbahn wäre der Beistand Frankreichs und Italiens nothwendig gewesen; für Lukmanier und Splügen hatte man sich an Italien und Süddeutschland gewendet. Der Gotthardvertrag, der im Jahr 1870 zu Berlin unterzeichnet und im Kriegslärm des deutsch-französischen Streites von

den eidgenössischen Rätthen verhandelt und genehmigt wurde, sicherte der Schweiz den Beistand von ganz Deutschland und Italien zu. An die ungeheuren Kosten der Bahn sollten Deutschland und die Schweiz je 20 Millionen, Italien 45 Millionen beitragen und diese Summen wurden aufgebracht, ohne daß es in der Schweiz nothwendig gewesen wäre, die Hülfe des Bundes in Anspruch zu nehmen.

Die Bahn soll von Luzern und Zug nach Schwyz, dem See entlang nach Flüelen und Altdorf und dann den Kanton Uri hinauf bis Göschenen führen. In Göschenen beginnt der Tunnel (siehe die Abbildung), der in einer Länge von 14,900 Meter, d. h. mehr als 3 Stunden, fast überall in gerader Linie, gegen die Mitte zu von beiden Seiten sanft ansteigend, nach Airolo, dem ersten Dorfe im Evinenthale, führen soll. Von Airolo aus folgt die Bahn dem Laufe des Tessin bis Bellinzona, wo sie sich in mehrere Aeste nach Lugano, Magadino u. s. w. zum Anschluß an die oberitalienischen Bahnen theilt.

Die Hauptarbeit an dem Riesenwerke ist unstreitig der Tunnel; der Hauensteintunnel ist nur 2700 Meter lang, also $5\frac{1}{2}$ Mal kürzer als der am Gotthard; der längste bisherige Tunnel der Schweiz, unter dem Col des Loges zwischen Neuenburg und Chaux-de-Fonds mißt nur 3200 Meter; der Gotthardtunnel ist also beinahe fünfmal länger. Seine Breite soll 4—8 Meter, seine Höhe 6 Meter betragen. Ein schweizerischer Unternehmer, Favre von Genf, ist es, dem die Riesenarbeit um den Preis von 47,804,300 Franken zugesprochen worden ist und binnen 8 Jahren soll dieselbe beendet sein. Am

7. August hat die Gotthardbahn-Gesellschaft den Vertrag mit Favre abgeschlossen und am 27. August 1872 wurde derselbe von dem schweizerischen Bundesrathe genehmigt. Seit her wühlt und hämmert und bohrt es nun in dem harten Gestein des Gotthardberges Tag und Nacht, sowohl im nördlichen Eingang bei Göschenen, wie am südlichen bei Airolo und in allen Zungen deutsch und französisch, italienisch und englisch tönt das Kommando der Ingenieure und Bauführer, die Antwort der Arbeiter, und die beiden Dörfer. Airolo und Göschenen, bisher unbedeutende Stationen der Gotthardstraße, wachsen wie Pilze nach dem Regen zu ganzen Städten empor. Im Norden, wo harter Granitfels, zu durchbrechen ist, rückt die Arbeit natürlich weniger schnell vor, als im Süden, wo ein weiches, glänzendes Gestein, Glimmerschiefer, zu überwinden ist. Aber auf beiden Seiten wird so eifrig gebohrt und gesprengt, daß voraussichtlich noch vor Ablauf der 8 Jahre der Tunnel der Eisenbahn und somit das größte Werk Europas auf Schweizerboden durch einen Schweizer ausgeführt und dem Weltverkehr übergeben werden kann.

Schlußwort.

Wie'nes der Bruch bim neue Jahr,
Bringt ech der Bot sy Glückwünsch dar.
Er wünscht ech, daß uf alle Wege,
Geng mit ech gangi Gottes Sege;
Wysheit im Rath, im Volk Verstand,
Es muthigs Herz, e flüß'gi Hand,
Es treu's Gemüth, e reine Sinn,
Es g'fegnet's Land und Friede drinn;
Shunnt de derzue no Gottvertraue,
De darf me fest uf d'Zukunft baue.

Bei **M. Huber**, Chemiker in Gäh-
wyl, Zoggenburg, ist zu haben: Das
bekannte Haar- und Bartzeugungs-
mittel, per Flasche Fr. 1. 50, Dr. Gänle's
Phosphorpast, Mittel, um Ratten, Käfer,
Haus- und Feldmäuse zu tödten, 1 Fr.,
Seife gegen Sommersprossen (Märzen-
dreck), per Stück Fr. 1. 50. — Pomade
für Haarkrankheiten und Haarschuppen, per
Töpfchen sammt Anweisung 1 Fr., Alpen-
kräuterseife, ein Mittel für Kopfkröpfe,
per Stück Fr. 1. 50. — Radikales Mittel,
Köpfe und dicke Gasse zu heilen, per
Fläschchen sammt Anweisung 1 Fr. Uni-
versal Heilpflaster für alle alten Schäden
und unheilbare eiternde Wunden, Knochen-
fraß u. dgl. Fr. 2. 50 per Topf. Phos-
phortügel, 100 Stück in Blech verpackt,
zur Vertilgung der Feld- und Wiesen-
mäuse, per Schachtel sammt Anweisung
Fr. 3. 50 und kleinere zu Fr. 2. — In-
sektenpulver zur Vertilgung von Flöhen
und Wanzen à 1 Fr. — Haarfarbemittel
(Kalomyrin) grau und weiße Haare und
Bart dauernd und sicher zu färben; per
Flacon genügend für ein Jahr. Preis:
Fr. 4. 50. [3839]

Empfehlung.

Der Unterzeichnete hält stets zum Ver-
kauf bereit, alle Sorten von soliden **Anker-**
und **Cylinderruhren** in Silber und Gold,
ferner elegante und garantierte **Wand-**
uhren von Fr. 7. 50 an bis Fr. 100 per
Stück. Für feinere Uhren wird zwei Jahre
Garantie geleistet. [3882]

J. Steiner, Uhrmacher
in Sumiswald.

Bei **Dr. Lütchy in Brienz** (Berner
Oberland) ist stets vorrätzig, das sich
seit vielen Jahren bewährte **Flechten-**
mittel. (Briefe franco.) [3842]

Bei **H. Blom** in Bern,

Schauplaggasse Nr. 197

Ausgezeichnete schwarze und violette

Copir - Tinte

in kleineren und größeren Flaschen zu ver-
schiedensten Preisen, sowie auch vorzügliche,
schwarze **Kanzlei - Tinte**.

Musikdosen

in allen Größen von Fr. 10 bis Fr. 1000.
4—150 Stücke spielend, worunter Prachtwerke
aus den anerkannt besten Fabriken empfiehlt
unter Garantie. Preisliste franco. [3829]

Ed. Schär in Biel.

Der praktische Gemüsebau.

Gründliche Anweisung zu einer einträglichen
Gemüsebau in Feld und Garten. Von **Hud.**
Kull, Obergärtner in der Mettlen. Bern 1871.
Preis 2 Franken. [3902]

J. Dalsp'sche Buchhandlung.

Die Stämpfische Buchdruckerei in Bern,

44 Postgasse 44

empfiehlt sich für Anfertigung aller Arten
von Druckarbeiten, als: Rechnungs-
formulare, Adresskarten, Tabellen
aller Art, Quittungen, Circulare,
Etiquetten, Weinfarten u. s. w. und
sichert neben geschmackvoller und pünkt-
licher Arbeit möglichst billige Preise zu.

So lieb wie das Salz.

Ein König fragte einmal seine Tochter:
„Wie lieb hast Du mich denn?“ Da sagte
sie: „Ich hab' Euch so lieb... so lieb wie
das — Salz.“ Der König denkt: „Das ist
eine einfältige Antwort,“ und ist böse dar-
über. Nicht lange nachher gibt der König
eine große Gasterei, und die Tochter richtet
es ein, daß alle Speisen ungesalzen auf den
Tisch kommen. Da hat es dem König natür-
lich nicht geschmeckt, und er fragt seine Toch-
ter: „Warum ist denn heute Alles so schlecht
geschmeckt? Das schmeckt ja Alles nach gar
nichts.“ Da sagt sie: „Seht Ihr nun?
Weil das Salz fehlt. Hab' ich nun nicht Recht
gehabt, daß ich gesagt habe, ich hab' Euch so
lieb... so lieb wie das Salz.“ Der König
hat ihr Recht gegeben, und darum sagt man
noch heutigen Tages: „So lieb wie das
Salz.“

Treffend.

Ein junger Stadtbürger rühmte sich überall
seiner Ahnen und Vorfahren und wie er noch
von uraltem Adelsstamme stamme. Dem diente
ein Bauer mit den Worten: „Um das gäbe
ich wenig; denn alter Samen artet gemeinig-
lich aus und wird taub und nutzlos.“

Obrigkeittliche Bekanntmachung.

Da die Unrathhaufen auf hiesiger Enten-
gasse trotz wiederholter obrigkeittlicher Auf-
forderung von den Hausbesitzern genannter
Straße noch nicht weggeschafft worden sind,
so sieht sich der Rath der Stadt genöthigt,
damit der Unrath nicht noch mehr überhand
nehme, die Sache selbst in die Hände
zu nehmen und so dem gedachten Uebel-
stande auf die kürzeste Zeit abzuhelpen.

Der Gemeinderath.